



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein
in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 6 Juni 2019

134. Jahrgang

Verein

Wohin die Reise geht (Frühjahrsbericht)

Alle reden vom Wetter. Wir nicht.

So warb die Deutsche Bahn über viele Jahre. Anfangs zu Recht. Später, angesichts von eingefrorenen Weichen und Zügen, deren Technik keinen Schnee verträgt, war der Spott unbarmherzig. Und die Bahn? Hat nicht die Weichen repariert, sondern die Werbung verändert. Bis heute ist das Image nicht besser geworden. Zu schlecht, zu unpünktlich, zu teuer, dazu umstrittene Großprojekte. Manche sagen: ein hoffnungsloser Fall. An der Bahn kann man sehen, wie man in eine Situation kommt, aus der kaum mehr ein Weg herausführt. Indem man die falschen Ideale und die falschen Maßstäbe anlegt – und das Ganze nicht zu Ende denkt. Das wird am Ende teuer. Dabei begann es damit, dass man schwarze Zahlen verlangt hat, Gewinne am besten. Ein börsennotierter Konzern sollte sie werden: Modern und profitabel und schlank. Dass diese Art Konzern Dinge voraussetzt, die nicht zur Bahn passen, hat man übersehen. Es klang so einfach: sparen, Leistung und Effizienz, mit weniger Leuten mehr schaffen – aber am Ende sieht das, was rauskommt, bestenfalls billig aus. Und ist es nicht mal.

Eigentlich war die Bahn Teil der Infrastruktur, anerkannter Teil, so wie Kirche auch. Mit verlässlicher Präsenz, Gottesdienst, geistlicher Nahrung, sozialen Angeboten, Heimat und sozial-diakonischer Arbeit, haben sich die Kirchen in Deutschland positioniert; als Teil der Gesellschaft und professionelle diakonische Dienstleisterin, Arbeitgeberin,

Bauherrin und Werte-Instanz und in jedem Ort auch als Profi für den Umgang mit Tod, Trauer und Entsetzen. Mit Seelsorge, guten Worten, Ritualen und einem Glauben, den man gut weitersagen und dessen Gehalt man annehmen kann, selbst wenn man ihn nicht teilt. So sagte es mir vor kurzem ein Politiker, der selbst nicht in der Kirche ist.

Es gibt erstaunlich viele Vergleichspunkte: Die Bahn hat in den vergangenen Jahren vor allem auf Großprojekte gesetzt, den EKD-„Leuchttürmen“ vergleichbar. Die Erfahrungen lassen hoffen, dass sich das kirchlicherseits in Bayern nicht durchsetzt. Für anderes war wenig Geld. Die Folge: Investitionsstau – Streckennetz und Signale, Bahnhöfe und Fahrzeuge, vieles ist reparaturbedürftig. Bei der ELKB wurde in den vergangenen Jahren manches anders gemacht. Pfarrhäuser und Kirchen renoviert, Gebäudekonzeptionen erstellt, energetisch saniert – Fonds haben sichergestellt, dass es geht. Das war gut so – und es sollte fortgeführt werden. Denn es ist schwer zu vermitteln, dass nun manche Gemeinden, die das Pech haben, dass bei ihnen Stellenwechsel zeitlich ungünstig fallen, die Kosten weitgehend selbst aufbringen müssen. Und auch wenn im Einzelfall manche Fehlentscheidung zu beklagen ist, insgesamt hat sich das Investieren ausgezahlt. Das größte Problem aber ist der eklatante Personalmangel. Man hatte ihn kommen sehen, aber unbeirrt weiter gespart. Berufe wie den Bahnhofsvorsteher abgeschafft, Bereitschaftszeiten gekürzt und gestrichen, ein wenig

Inhalt

Verein	
Corinna Hektor Wohin die Reise geht	121
Artikel	
Walter Sparr Gen Himmel?	132
Werner Streckies Wider das Vergessen	136
Jürgen Wehnert update 2: Wieviel Torahgehorsam ist nötig?	137
Stefan Krauter update 2: Hellenistisches Judentum	140
Liebe Leserin, ...	143
Aussprache	143
Bücher	145
Fortbildungen	146
Freud und Leid	148
Letzte Meldung	148
Impressum	148

attraktives Klima geschaffen. Im Ergebnis stellt man fest, dass keine Hochglanzwerbung auffängt, was an Stimmung und fehlendem Service krankt. Oft sind sich Mitarbeitende und Kunden einig. An Montagen ist es besonders schlimm. Es fehlen Rangiermitarbeiter – so dass Züge ohne die nötigen zusätzlichen Wagen fahren. Was bleibt ist überfüllt und oft genug zu spät dran. Im Gegenzug sparen sich Kunden das Ticket, weil im Zug voller verärgerter Menschen meist keiner mehr kontrollieren mag.

In den Streiks konnte man spüren, was die Privatisierung von Betrieb, die weitgehende Abschaffung des Beamtentums und die vielen Einzelverhandlungen austragen: konkurrierende Gewerkschaften, Einzelinteressen, einen Betrieb, der am Ende auf die wenigen verbliebenen Beamten setzt und damit wenigstens ein Notprogramm hinbekommt. Öffentlich-rechtliche Dienstverhältnisse haben also ihre Vorteile – für alle Beteiligten, wenn die Balance stimmt zwischen Aufgaben und Rechten, Arbeit und Gehalt, Loyalität und Fürsorge. Insgesamt kann man lernen, dass es sich nicht auszahlt, existierende Schwierigkeiten schönzureden. Und es ist aber mindestens ebenso schlecht, Probleme aufzubauschen, um andere Ziele zu erreichen, weil man damit die Aufmerksamkeit von dem abzieht, was wirklich anzugehen wäre.

Ihren Fahrausweis bitte – Geplante Änderung der Kirchenverfassung

Bisher wird das Amt über den Auftrag begründet, den Verkündigungsauftrag der Kirche, der sich in sehr unterschiedlicher Weise und verschiedenen Aufgabenfeldern ausdrückt. In Wort und Tat, Predigt und Sakramentsverwaltung, Musik, Diakonie, Gemeindeleben und Seelsorge. Das soll nun geändert werden. Das Amt solle, so hieß es auf der Synode, vom allgemeinen Pries-

tertum der Gläubigen her gedacht werden. Abgesehen davon, dass es das allgemeine Priestertum der Getauften ist, also auch hier von Wort und Sakrament als Zuspruch her gedacht wurde, bleibt unklar, was eigentlich gemeint ist. Zeit für eine Rückbesinnung: was ist eigentlich unser lutherisches Erbe?

1. Das allgemeine Priestertum aller Getauften: ‚alles, was aus der Taufe gekrochen ist‘, ist geweiht, also unmittelbar zu Gott. Es gibt bei Luther unterschiedliche Stände, Ämter und Dienste, aber keinen Klerus, der Gott näher wäre als andere. Kein Mensch hat das Recht, Gnadengaben oder einen Heilsschatz zu verwalten und nach Gutdünken oder auch besten Absichten zuzuteilen. Die Bibel gehört allen. Bibellese, Andacht und theologisches Nachdenken sollten alle üben – und die Aufgaben, füreinander bei Gott fürsprechend einzutreten und im Alltag Christsein zu leben, gelten für alle. Man kann also Forderungen der Bergpredigt oder Ideale von Kirche und Lebensweise nicht einfach an einen Stand delegieren.

2. Jeder Beruf ist eine Berufung; nicht nur die kirchlichen.

3. ‚Alle Priester‘ meint nicht, dass alle Pfarrer seien. Gerade weil eine Weihe nicht genügt, braucht es für das Pfarramt Qualifikation und Verlässlichkeit. Deswegen ist es gut, wenn Menschen den Beruf ergreifen, dafür Theologie studieren, Prüfungen und eine lange Ausbildung machen, danach theologisch reflektiert arbeiten, entscheiden und zuverlässig da sind. Das akademische Studium als notwendige Voraussetzung für alle Pfarrer ist auch ein Erbe aus dieser Zeit. Es verdankt sich der Überzeugung, dass weder pragmatisches Einüben noch eine Weihe ausreichen für das Pfarramt. Und dem Wunsch, dass Theologie als handlungsleitende Qualifikation in der Kirche an jedem Ort verankert

wird. Damit ist es auch ein Ausdruck der Wertschätzung der Gemeinden, auch in armen Gegenden oder an kleinen Orten. Die Ausgestaltung hat sich immer wieder verändert. Aber die Grundaufgaben sind in der CA gesetzt. Und auch die Entscheidung, dass weder Prunk noch Mönchtum das Ideal sind, weder Weihe noch Schwärmertum ausschlaggebend, sondern ein Beruf mit klaren Regeln und Bezahlung, die wurde in der Reformationszeit getroffen. Es hat sich bewährt.

Bahn-Bonus-Programm – Fortbildung

Fortbildungen sind wichtig und sollten besser finanziert werden. Gerade im Teildienst hätte ich zeitlich manche Möglichkeit gehabt, finanziell leider nicht. Dienstlich nötige Fortbildungen sollten darum ebenso komplett bezahlt werden, wie Supervision für Einzelne oder Gruppen. Auch Fahrtkosten sollten dabei sein, damit diejenigen, die weniger zentral wohnen und darum weite Wege in Kauf nehmen müssen, nicht auch noch draufzahlen. Das Angebot sollte breit sein, notwendige Kurse zeitnah zu belegen. Wir fordern seit Jahren, den Pfarramtsführungskurs zu überarbeiten. Vorgeschlagen haben wir dafür eine Art Grundkurs und Module, die man zeitnah dann belegen kann, wenn eine neue Aufgabe dies erfordert oder eine Auffrischung gut täte, z.B. weil sich Regelungen geändert haben. Sollte sich in der Personalabteilung Zeit finden, das Thema anzugehen, sind wir gern bereit in bewährter Form mitzuarbeiten.

Heute in umgekehrter Wagenreihung – die Halbwertszeit von Programmen

Vor etwa 10-15 Jahren wurde landeskirchenweit ein Immobilienprogramm propagiert und auch durchgeführt, das unter der Überschrift: „Immobilien machen immobil“ dazu

riet, Eigentum abzustoßen und lieber billig zu mieten, als sich mit Sanierungen, Arbeit und anderen Kosten zu belasten. Angesichts der aktuellen Entwicklung eine Fehlplanung. So viel zur Reichweite von Prognosen.

Vor 3-5 Jahren wurde im Pfarrbildprozess weniger am Berufsbild gearbeitet, als an Regelungen für die Lebbarkeit des Pfarrberufes. Die Bilder, Erwartungen und was problematisiert wurde, gingen dagegen weit auseinander, die Realität in Gemeinden und Dekanaten in unsere Landeskirche ebenfalls. Einig war man sich von Seiten der Kirchenvorsteher*innen und der Referent*innen im Landeskirchenamt vor allem darin, dass von Pfarrer*innen die Wahrnehmung des Amtes der Einheit zu erwarten sei und damit Leitung. Während viele Kolleg*innen ihre Rolle weiterhin vornehmlich in Verkündigung und Seelsorge sahen und über die Rolle des Religionsunterrichtes im Gemeindealltag geteilter Meinung waren. Nun, im Miteinander der Berufsgruppen, wird die Frage nach den Aufgaben neu thematisiert – und plötzlich ausgerechnet die Leitungsaufgabe der Pfarrer*innen problematisiert, statt darüber nachzudenken, wie das Thema in der Ausbildung stärker gemacht werden kann.

Geänderte Streckenführung – Verwaltungsdienstleistungsgesetz

Es war eine gute Idee – oder jedenfalls gut gemeint. Verwaltung sollte besser ausgestattet und professioneller werden. Aufgaben klar zugeordnet. Manches zusammengelegt, um an einer Stelle die Fachkompetenz zu haben. Alles unter der Überschrift „Dienstleistung“. Entstanden sind so Verwaltungsverbände. Stellen, die weit weg sind, so dass Kommunikation nur am Telefon möglich ist, falls gerade jemand Zeit dafür hat. Gerade im Baubereich hö-

ren wir Entmutigendes. Insgesamt sind die Erfahrungen unterschiedlich. Eines aber wird erschreckend oft rückgemeldet: im Vollzug wird aus der Dienstleistung eine ziemlich fordernde Aufsicht. Und Dienst wie Leistung lassen mancherorts zu wünschen übrig.

Ein Beispiel ist die durch Finanzämter aufgeworfene Frage von Honorarverträgen, insbesondere bei Organisten und besonderen Musikerevents. Ärgerlich genug, wenn dort Scheinselbständigkeit unterstellt wird. Aber da wäre es eine echte Hilfe, wenn aus dem Kirchengemeindeamt nicht nur „so geht es nicht mehr“ käme, sondern auch Musterverträge wie es künftig geht.

Ein anderes Beispiel: das elektronische Kirchenbuch. Eine Folge ist, dass Patenbescheinigungen im Kirchengemeindeamt erstellt werden. Dorthin verirrt sich sicher kein Gemeindeglied. Im Pfarramt verbleibt die unangenehme Aufgabe, die Leute weiterzuweisen, statt einfach etwas auszudrucken.

Und dann sind da noch die Fahrtenbücher. Ausgelöst von der letzten Hesselbergkonferenz wird in vielen Dekanaten zu Doppelarbeit angehalten. Das gut eingeübte System von Exceltabellen darf nicht mehr verwendet werden, ist aber deutlich übersichtlicher bei der Abrechnung. Zusätzlich mögen bitte die gelben Hefte verwendet werden. Das muss die Entlastung im Bereich Verwaltung sein, von der immer die Rede ist. Wir regen an, die Abrechnung mit einem elektronischen Formular oder einer App zu vereinfachen.

Auch beim Datenschutz wird weniger geholfen als gefordert – und die Arbeit landet, wo sie nach Meinung mancher Verwaltungen offenbar hingehört: in den Pfarrämtern.

Schwierig scheint mancherorts selbst die Umsetzung so simpler

Entscheidungen, wie die Änderung beim Niederschlagswasser, da sich nicht alle Verwaltungsstellen an die neue Absprache halten, trotz Änderung der Haushaltsbekanntmachung. Aber nachdem die Nebenkostenabrechnung mancherorts nach BGB gemacht wird statt nach Rechtssammlung und es erheblichen Aufwand kostet, Sachbearbeitern deutlich zu machen, dass das hübsche grüne Buch auch in ihrem Wirkungsbereich gilt, ist das eigentlich kein Wunder. Zu all dem sind wir mit OKR Hübner in bewährter Weise im Gespräch.

Baustellen im gesamten Streckennetz – PuK

So ein kurzes Wort für so viel verschiedene Erfahrungen und Möglichkeiten! Da sind Menschen, die sich voller Tatendrang zusammensetzen, Ideen spinnen, Neues probieren. Andere, die eine lang geliebte Idee einfach PuK nennen, um sie besser durchsetzen zu können oder Geld dafür locker zu machen. Die Dritten, die sich vor allem Einsparungen erwarten oder welche befürchten. Ein Steinbruch für alles und nichts? Viele gute Ideen, keine Frage. Mancher Unmut über vorschnelle Urteile zu dem, was bereits da ist. Gut, dass die Würdigung des Bestehenden auch auf der Synode immer wieder eingefordert wurde. Es ist wichtig, denen vor uns nicht pauschal Haltung und Können abzusprechen. Und es ist auf der anderen Seite noch nie ein gutes Argument gewesen, dass etwas schon immer so war. Es könnte spannend werden. Und regional und lokal höchst unterschiedlich.

Um in der Planungsphase besser entscheiden zu können, was sinnvoll ist, wäre eine wissenschaftliche Studie eine Hilfe, die untersucht, welche der Maßnahmen in den vergangenen Jahren welche Effekte auf Gemeinden, Kirchenbindung und Zufriedenheit hatten. Schließlich wurde vieles, was bei uns diskutiert

wird, anderswo so oder ähnlich bereits umgesetzt. Die Untersuchung eines Kollegen aus Hannover stellt einen Zusammenhang fest zwischen Regionalisierung und vermehrten Kirchenaustritten, während ein Kirchenkreis, in dem es keine solchen Maßnahmen gab, Zuwächse zu verzeichnen hatte. Die Ergebnisse der Mitgliedschaftsstudien, dass nicht austritt, wer die Pfarrerin bzw. den Pfarrer am Ort persönlich kennt, würden dazu passen¹.

Erfreulich ist, dass die Kasualien als wichtiger Teil gemeindlicher Arbeit stärker gewürdigt werden. Intensive Gespräche, gute Vorbereitung, persönlich gestaltete Gottesdienste, nachgehende Seelsorge – alles gut und richtig. Dazu wäre es aber nötig, dass sie auch in dem ‚time-table‘ für die Dienstordnungen mit der nötigen Zeit ausgestattet werden. Wir werden darauf dringen, dass das geschieht, damit der offenbar gewünschte Schwerpunkt sich auch realisieren lässt. Dazu bräuchte es eher mehr als weniger Pfarrer*innen. Wäre da nicht in, mit und unter all dem die Landesstellenplanung. Damit wird das Sparkonzept greifbar und Teil des neu Planens. Und jede Menge neue Fragen tun sich auf. Dass all das unter Zeitdruck entschieden werden muss, macht es nicht besser. Dazu kommt, dass man die Erwartungen der Menschen, denen man gesagt hat, es gehe um den großen Aufbruch, näher zu den Menschen, ohne Hierarchie, in Teams, in denen jeder gabenorientiert macht, was er mag und kann nun sicher nicht

¹ H. Dieckmann, Hannoversches Pfarrerblatt 1/2016, S. 18/19: Das zeigt der Vergleich vor und nach solchen Maßnahmen, aber auch der mit den wenigen kleineren Einheiten, die teilweise sogar wachsen, während die größten Verluste bei 36,9% liegen! Gleichzeitig sinkt in den Groß-Gemeinden die Zahl der Kindertaufen im Vergleich zur Geburtenrate. Ein erschreckend deutliches Bild.

(alle) bedienen kann. Ein echtes Team schafft Dinge, die man allein nicht kann. Das ist gut. Aber es ist kein Sparprogramm, sondern eine Investition.

Ärgerlich ist in diesem Zusammenhang das Argument, in den 70er Jahren habe es doch gut funktioniert mit gleichviel Gemeindegliedern und weniger Pfarrer*innen. Das unterschlägt, dass der Mangel als so gravierend empfunden wurde, dass es eine angeordnete Fürbitte gab in allen Gottesdiensten um mehr Arbeiter im Weinberg des Herrn. Das Gebet wurde erhört. Meine Generation hat sich begeistern lassen und erlebt, dass wir kirchlich immer als überzählig galten. Das Gebet um mehr Arbeiter wurde bald durch Reden über die Angst vor dem Pfarrerberg ersetzt. Jetzt ist absehbar, wann die vielen, die damals bereit waren, sich zu engagieren, in den Ruhestand gehen. Ersatz ist nicht in Sicht. Vielleicht sollte man die Werbung mit Flyern wieder durch eine Fürbitte ersetzen oder wenigstens ergänzen. Aber Vorsicht: Gebete können erhört werden.

Nahverkehr – Was ist ein Raum?

Nahverkehr gibt es immer weniger. Die unprofitablen Strecken, auf denen gewöhnlich Züge verkehrten, keine schicken ICEs, nichts, was sich für die Hochglanzdarstellung eignet oder für die Presse, wurden stillgelegt oder outgesourced. Und wo es sie noch gibt, widmet ihnen kaum jemand Aufmerksamkeit oder Geld. Dabei hat man vergessen, dass das ganz Normale die Basis ist, der tägliche Pendler-Zug und der Weg zur Schule... all das legt Grund, ob jemand künftig Zug fahren wird, es wenigstens in Erwägung zieht – oder lieber nicht.

Alle Mitgliedschaftsuntersuchungen stützen diese Erkenntnis auch für die Kirche. Der Nahbereich, vertraute Gesichter, Beziehungen,

Menschen, den Pfarrer, die Pfarrerin kennen, ab und an im Lokalblättchen sehen, oder auf dem Wochenmarkt, in der Kita und bei der Beerdigung der Nachbarin, all das ist wichtig. Es stiftet Nähe, Zugehörigkeitsgefühl und mitunter sogar Engagement.

J. Hermelink nennt als wichtigste Leistung der Parochie „die verlässliche, leicht auffindbare Präsenz, die das Wort Gottes in der lokalen Öffentlichkeit hörbar und sichtbar macht.“² Unter diesen Voraussetzungen haben die ersten Überlegungen für die Zukunft begonnen. In ihnen ist viel von Räumen die Rede, in denen künftig zu denken sei. Das findet sich auch in der aktuellen Literatur. E. Herms verwendet den Begriff um zu zeigen, wie sehr Menschen Beheimatung brauchen, ein Zuhause, gerade in einer Welt, in der „Mobilität rasant gestiegen ist“³. Wir brauchen also Räume, die man überblicken kann und Orte, die sich als Zuhause eignen. Für Mitglieder und Mitarbeitende. Für die kommenden Planungen sollte das der Maßstab sein. Nicht nur der Großraum, die spannenden neuen Projekte, sondern das ganz Normale; das Alltägliche, das im Alltag gebraucht wird.

Stellwerk – Landesstellenplanung

Diesmal wird es anders... und es ändert sich nicht wirklich was. Das

² J. Hermelink, Organisation und das Jenseits des Glaubens, Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche, 3.1.3.

³ E. Herms in Haese /Pohl-Patalong "Volkskirche weiterdenken" S. 56: "zu "Volkskirche" im wohlverstandenen Sinn gehört ... Gebundensein an begrenzte Räume. In der modernen Welt, in der Mobilität rasant gestiegen ist, kann gelegentlich der Eindruck entstehen, dass eine solche Gebundenheit an Räume nur noch ein Relikt veralteter und im Verschwinden begriffener Zustände sei. Aber dieser Eindruck täuscht."

beginnt mit dem Versprechen, dass die „Pastorationsdichte“, also das Verhältnis Gemeindeglieder Pfarrstellen, erhalten bleiben soll. Das bedeutet ein Minus von 10%. Wie diese Stellen sich auf die Landeskirche verteilen, wird nach einer Formel berechnet. Wie sie innerhalb eines Dekanates verteilt werden, wird dort entschieden, genauer im Dekanatsausschuss. Allerdings, es wird ja alles anders und transparenter, werden nicht mehr die berechneten Einzelzahlen herausgegeben, sondern die Gesamtzahl. Da vermutlich jeder einen Taschenrechner hat und die Formel nicht geheim zu halten sein wird, dürfte das wohl eher den Gerüchten als einer unvoreingenommenen Diskussion dienen.

Die Formel errechnet die landesstellenplanungsrelevante Zahl der Gemeindeglieder, das ist die Zahl der tatsächlichen Gemeindeglieder mit einem Faktor multipliziert. Im Ergebnis können mehr oder weniger als die realen Gemeindeglieder stehen. 80% der Endsumme werden nach Gemeindeglieder pro Quadratkilometer berechnet, je weniger desto höher der Faktor. Die fehlenden 20% bestimmt ein Faktor nach Gemeindegröße, je größer, desto höher. Kurz gefasst: große Fläche und große Gemeinde helfen, Hochhausviertel und überschaubare Gebilde verlieren. Das hat auch eine soziale Komponente. Sind doch gerade die sozial schwierigen Viertel oft sehr dicht bebaut. Hier wird ein Ausgleich in den Dekanaten wichtig sein.

Außerdem wurde im PuK-Prozess Wert darauf gelegt, missionarisch Kirche zu sein und im Sozialraum präsent, auch mit Angeboten. Dann erscheint wenig logisch, dass die LSP nur Kirchenmitglieder zählt. Und ja, natürlich kann man selbst Schwerpunkte setzen, aber wer schon mal versucht hat, eine Dienstordnung zu erstellen, in die die vorfindliche Arbeit passt, weiß, dass für zusätz-

liche Aufgaben mit weniger Menschen keine Luft bleiben wird. Da ist schon jetzt keine mehr. Aber was man weglassen darf und kann, ist längst nicht geklärt – und schon gar nicht in den Folgen bedacht.

Regionale Besonderheiten und Entscheidungen braucht es, damit die Vielfalt erhalten bleibt. Andererseits braucht es auch Verbindendes, gemeinsame Standards, was man weglassen darf und wer welche Arbeit tut mit welcher Qualifikation. Irgendwo zwischen Erkennbarkeit als lutherischer Gemeinde oder Dekanat in Bayern und den regionalen Ausprägungen werden Wege gefunden werden. Ich hoffe gute. Und so gut es ist, dass man Entscheidungen da hin verlagert, wo sie umgesetzt werden müssen, so problematisch kann das werden. Spielregeln festzulegen gehört ebenso dazu wie Freiraum zu geben. Und Schwerpunkte vorgeben ist Sache der Synode. Eigentlich. Vermutlich wird man sich mühen alles zugleich umzusetzen. Wir sind gespannt. Sicher ist aber: Die Dekanate bekommen den schwarzen Peter. Und sie könnten Fürstentümer werden, wo von der Gnade der Herr*innen vieles abhängt.

Zielbahnhof? – Zukunft der Landesstellenplanung

Was für eine verlockende Vorstellung: nie wieder Landesstellenplanung. Sich nicht durch Tabellen und Berechnungen kämpfen zu müssen, keine stundenlangen Debatten in Regionalausschüssen, Dekanatsynoden, Kirchenvorständen ... Und nicht mehr, wie OKR Reimers es beschreibt, „wie das Kaninchen vor der Schlange sitzen alle 10 Jahre“. Ja, das hat viel für sich.

Aber das Elend auf die gesamte Zeit zu strecken, ist nicht wirklich attraktiver. Denn es heißt ja nicht, es soll nicht gekürzt werden. Kürzungen sollen künftig nur anders

vonstattengehen. Durch permanente Selbstanpassung. Ich stelle mir das schwierig vor. Auch Gemeinden brauchen Planungssicherheit, Ehrenamtliche wollen wissen, ob, wann und für wie lange jemand kommt. Menschen brauchen Bezugspersonen, nicht zugeordnete Ansprechstellen irgendwo zentral. Und wer einen kirchlichen Beruf hat und daneben vielleicht auch noch eine Familie, braucht auch eine Perspektive, wie lange an welchem Ort, mit welchen Aufgaben. Im besten Fall entscheidet man so etwas gemeinsam, am Ort und mit geklärten Rahmenbedingungen. Dann ist noch genug Luft für Einzelfälle. Und auch die Möglichkeit, Planungen anzupassen, wenn sich gravierende Veränderungen ergeben. Dazu braucht es aber klare Kriterien, wann z.B. eine Stelle nicht mehr besetzt wird; schon um den Anschein zu vermeiden, man müsse nur gute Kontakte haben oder es würden Einzelne oder Regionen benachteiligt.

Rangierbahnhof – Berufsgruppenübergreifende Besetzung von Stellen

Gleichzeitig wird mit dem Denken in Teams Arbeit neu verteilt – und dabei ein verlockendes Versprechen gemacht: gabenorientiertes Arbeiten. Was damit gemeint ist? Unklar. Denn das Versprechen, man könne sich nun nur noch den Dingen widmen, die man besonders gut kann und besonders gern macht, wird sich nicht realisieren lassen. Zum einen, weil zu den Aufgaben immer noch die nötige Qualifikation gehört, zum anderen, weil zu jeder Stelle und jedem Arbeitsbereich auch Dinge gehören, die weniger Spaß machen und manchmal auch welche, für die ich mich erst noch weiterbilden muss, um sie gut zu machen. Rosinen picken wird nicht gehen. Nicht nur im Pfarrdienst. Wenn Stellen aus Lieblingstätigkeiten konstruiert und Aufgaben, zu denen sich niemand berufen fühlt,

weggelassen werden, könnte das dazu führen, dass das Ganze, eine Gemeinde, ein Dekanat, ein Arbeitsbereich nicht mehr funktioniert und Kirche in ihrer Einheit oder Identität nicht mehr erkennbar ist.

Dazu wird leicht übersehen, dass mit der notwendigen Besprechungszeit und der Leitung der Teams neue Arbeit dazukommt, es sich also nicht um ein Sparmodell handelt, sondern nur um ein anderes Modell. Ein Team wird außerdem auf eine hohe Kontinuität angewiesen sein, wenn Aufgaben und Stellenzuschnitte bei einem Wechsel jedes Mal für alle neu verhandelt werden müssen. Oder es entstehen Stellenausschreibungen, die sehr individuelle Zuschnitte und Qualifikationen fest vorgeben.

Berufsgruppenübergreifende Besetzungen machen das Gesamtsystem komplexer. Unterschiedliche Arbeitszeiten und Verantwortlichkeiten, Rechte und Pflichten nach dem Dienstrecht müssen berücksichtigt werden. Die Übertragung einer Pfarrstelle mit Sprengelarbeit an jemanden aus einer anderen Berufsgruppe birgt eine Menge Konfliktpotential. Das beginnt mit der Abgrenzung durch eine feste und deutlich geringere Arbeitszeit – und Überstundenausgleich. Setzt sich fort bei der Möglichkeit, den Kirchenvorstand zu leiten, zu taufen usw. Und endet bei der deutlich schlechteren Bezahlung. Das gibt allen im Team gute Gründe, sich übereinander zu ärgern. Aus unserer Sicht keine gute Idee. Wir fordern darum, dass bei der berufsgruppenübergreifenden Besetzung von Stellen darauf geachtet wird, dass auf der Stelle die entsprechenden Aufgaben liegen, also zum Beispiel Erwachsenenbildung oder Verwaltung auf einer bisherigen Pfarrstelle. Das kann eine gute Lösung sein, wenn dringender etwas anderes gebraucht wird und die Stelle als Pfarrstelle nicht mehr benötigt und

entsprechend von den Aufgaben her umgewidmet wird.

Wir halten das für wichtig, gerade weil wir die Berufsgruppen mit ihrer Qualifikation und ihrer Arbeit hochschätzen.

Zu jedem kirchlichen Beruf gehören aber neben dem Berufsbild die persönlichen Gaben und Entwicklungsmöglichkeiten – ohne dafür den Beruf wechseln zu müssen. Ich bin froh, dass ich mit 30 eine Jugendpfarrstelle hatte, das war eine gute Erfahrung. Aber ich bin auch froh, dass ich danach etwas anderes machen durfte und heute nochmal etwas anderes. So spricht nichts gegen Fortbildungen, Weiterbildung, zusätzliche Qualifikationen und die Übernahme anderer Aufgaben.

Skeptisch sind wir allerdings gegenüber der Idee, dies über nicht ruhegehaltstfähige Zulagen zu vergüten. Dies würde einen hohen Regelungsbedarf erfordern oder zur Willkür einladen, wenn die Gewährung von Zulagen ohne klare Regeln ad personam entschieden wird. Wer im Bereich seiner Aufgaben zusätzliche Funktionen oder Leitungsverantwortung übernimmt, sollte auch entsprechend bezahlt werden; wenn er verbeamtet ist, auch ruhegehaltstfähig. Schließlich werden in unserer Kirche auch andere Leitungsfunktionen entsprechend vergütet und wirkt sich diese Vergütung auch auf das Ruhegehalt aus, beispielsweise von Oberkirchenräten.

Wer aus einem anderen Beruf in den Pfarrdienst wechseln möchte, sollte das tun können. Ein Modell dafür haben wir mit der Pfarrverwalter-Ausbildung. Diese kann man abkürzen durch die Anerkennung von Bereichen, wo aufgrund des Berufes bereits Kenntnisse und Erfahrungen vorhanden sind. Nach dem Examen wären die Kolleg*innen dann dienstrechtlich gleichgestellt und hätten die Möglichkeit über die zu-

sätzliche Qualifikation im regulären Pfarrdienst anzukommen und auch entsprechend bezahlt zu werden. Die meisten werden aber in dem Beruf bleiben wollen, den sie gewählt haben.

Die Vorstellung, man könne durch die neue „Durchlässigkeit“ die Lächer im Pfarrdienst stopfen, die aufgrund der Personalentwicklung entstehen, halten wir für einen Irrweg. In unserer Kirche fehlen Menschen, die für sie arbeiten wollen. In allen kirchlichen Berufen. Und sie werden mit ihrer Qualifikation gebraucht. Auch das ist eine Frage der Wertschätzung.

Wir brauchen Klärung, welche Abschlüsse, welche Weiterbildungen und welche Titel wozu befähigen und berechtigen, z.B. die berufsbegleitende Weiterbildung zum Diakon in Neuendettelsau mit 60 Präsenztagen⁴. Auch um der Menschen willen, die Zeit und Geld in eine Weiterbildung stecken. Und wir sind überzeugt: Qualifikation ist unabdingbar, „down-sizing“ keine Lösung. Darüber sind wir mit OKR Nitsche im Gespräch – und einig.

Man muss also Wege finden, mehr Menschen zu begeistern. Dazu braucht es Arbeitsplätze, an denen es ihnen gut geht, Arbeit, die leistbar ist und Sinn macht, gute Bezahlung, Begeisterung, die man spüren kann und eine Aufgabe, die man sich vorstellen kann. Kirchliche Berufe und Stellen sind keine Ansammlung von Einzelaufgaben, sondern Verantwortung für einen Bereich und ein Gesicht, eine Person, die da ist für die Menschen. Generalisten – auch wenn nicht immer alle alles tun und können müssen. Die Stellen in den Gemeinden sind so konzipiert, dass Menschen an entscheidenden Stellen Präsenz zeigen, Fäden in der Hand halten, leiten und begleiten. ⁴ "Berechtigt zu selbständigen pastoralen Funktionen" heißt es auf der Website der Diakonie Neuendettelsau.

ten. Und das ist gut so. Denn die Menschen, für die wir alle das tun, suchen nicht nur eine Dienstleistung, sondern ein Gegenüber. Und wir erhoffen uns, dass sie nicht nur etwas abhaken oder eine Leistung einfordern, sondern sich ansprechen lassen, beheimaten, vielleicht auch in der Nachbargemeinde, dem Jugendwerk oder anderswo. Wenn wir das auflösen zugunsten von Spezialisten in einem Großraum, exportieren wir die beklagte Versäulung von Aufgaben oder „Schiennen“ aus dem Landeskirchenamt in die Fläche. Und wir lösen personale Bindungen auf. In Krankenhäusern hat man das als Irrweg erkannt und von spezialisierten Zuständigkeiten auf Bereichspflege mit personaler Zuordnung umgestellt. Und auch in der Industrie ist man an vielen Stellen längst weg von Fließband und Einzelhandgriffen.

Man sollte nicht vergessen: Engagement erfordert Bindung, an Personen und Orte. Die aktuelle Broschüre des AfG dokumentiert eindrücklich anhand der Zahlen zur KV-Wahl, dass das in kleinen Einheiten am besten funktioniert. Die höchste Wahlbeteiligung haben wie immer die kleinen Gemeinden mit bis zu 96%⁵.

Ausstieg in Fahrtrichtung rechts – Nachwuchs

Wie findet man Menschen, die sich darauf einlassen, PfarrerIn zu werden? Es beginnt mit der Frage, ob das überhaupt interessant ist – dann kommen Studium, Examen, Vikariat, noch ein Examen. Es ist ein langer Weg ins Pfarramt mit hohen Anforderungen. Das ist gut so. Er enthält viele Stationen, an denen Leute aus- oder umsteigen. Nicht immer ist es falsch, wenn jemand sich anders orientiert. Aber es ist ärgerlich, wenn unnötig junge Kolleg*innen verloren gehen.

Unsere Landeskirche steht in Kon-5 WeiterSehen 01/2019 S. 4

kurrenz zu anderen Landeskirchen, die zum Teil mit erheblichem Aufwand, großer Freundlichkeit und finanziellen Anreizen locken. Und in Konkurrenz zu anderen Berufen, zu Firmen, die werbend an Abiturient*innen und Student*innen herantreten und oft eine Menge zu bieten haben. Unsere Landeskirche wirkt daneben für viele nicht, als würde man sich auf die neuen Kolleg*innen freuen. Das ist schade. Jede Stelle auf dem Weg, wo eine Entscheidung fällt, kann man als Tür gestalten oder als Hürde. Das Predigerseminar der Pfalz sagt: wenn da lauter Hürden sind, also schlechte Erfahrungen, Ungerechtigkeiten, Verärgerung, dann ist das nachhaltig. Es bleibt nämlich etwas zurück an Verärgerung und Demotivation, vor allem aber an Vertrauensverlust der Kirche gegenüber. Das sollten wir uns nicht leisten.

Aber zu den konkreten Zahlen: Auf der Anwärterliste stehen aktuell 368 Personen⁶. In den Jahren 2018/19 kamen bis jetzt 16 dazu und haben sich 13 abgemeldet. In der Regel erfolgt die Anmeldung nach den Sprachprüfungen ab dem 5. Semester. Da haben manche sich bereits anders orientiert. Diese Zahlen umfassen also nicht alle Theologiestudierenden aus Bayern. Für das Examen in Bayern ist die Anmeldung und das Programm der Studienbegleitung aber obligatorisch. Die Zahlen der Fakultäten sind erschreckend niedrig, dazu kommt, dass Studierende in der Theologie z.T. nur „parken“.

Im Vikariat schwanken die Jahrgangsstärken. 2016: 55, 2017: 37, 2018: 43 Personen. Zum Probendienst habe ich leider keine aktuellen Zahlen bekommen. Die Verteilung der Stellen war diesmal dem Vernehmen nach aber deutlich unerfreulicher als in den letzten Jahren.

Als Grund für Wechsel in andere 6 Stand: 25.04.2019

Landeskirchen gibt das Ausbildungsreferat Kontakte am Studienort an, Partner in anderen Landeskirchen und die Hoffnung auf ein besseres Examen. Aus Gesprächen mit Studierenden kann ich hinzufügen: Stipendien, Ärger über das Ansbacher Examen und sehr stark der Eindruck, in unserer Landeskirche nicht in gleicher Weise willkommen zu sein, wie anderswo und wenig selbst gestalten zu können. Es ist mehr als schade, wenn so ein Eindruck dazu führt, dass junge Leute in Landeskirchen abwandern, die vor allem ein besseres Auftreten haben. Und wenn manche, die bleiben, ihren Dienst mit dem Gefühl antreten, dass sie hier festsitzen, nicht dass sie hier sein wollen.

Nun soll die Werbung für die kirchlichen Berufe verstärkt werden. Eine eigene Stelle soll sich darum kümmern. Aber wegen Hochglanzbroschüren, Werbefilmen oder Seminaren hat noch niemand Theologie studiert. Das mag spannend sein, wenn ich schon interessiert bin, aber es ersetzt das Wichtigste nicht: dass Kolleg*innen glaubwürdig für den Beruf werben. Dazu gehört neben der eigenen Motivation ein Berufsalltag, der nicht abschreckt, sobald ihn jemand genauer betrachtet. Werbung muss der Wirklichkeit standhalten. Auch der späteren Berufswirklichkeit der Geworbenen. Denn spätestens wenn sie im Pfarrdienst ankommen, überdenken viele nochmal ihre Entscheidungen. Wenn wir also wirklich für den Pfarrberuf werben wollen, muss er attraktiv sein – lebbar und in der Kirche wertgeschätzt. Da ist aktuell noch Luft nach oben.

Reservierungen können nicht angezeigt werden – Predigerseminar im Herbst

Bayern hat seit vielen Jahren nur noch ein PS und damit eine sehr begrenzte Zahl von Plätzen. Vor ei-

nigen Jahren hat man daneben ein sogenanntes fliegendes PS geschaffen, um allen Vikaren eine Ausbildung zu ermöglichen. Konkret war es ein 2. Kurs mit festen Räumen im Diako in Augsburg und einem eigenen, größtenteils nebenamtlichen Team. Eine gute Sache – und ein gutes Signal an die Studierenden.

Inzwischen hat man es abgewickelt – nur um jetzt festzustellen, dass man doch wieder mehr Kapazität bräuchte. Die Anmeldezahlen fürs Examen legen das nahe. In Windeseile musste das PS ein Konzept entwickeln, wie das ohne zweiten Kurs gehen soll, ohne Haus und vor allem ohne Personal. Die Notlösung sieht vor, dass aus dem Jahrgang ein größerer und ein kleiner zweiter Kurs mit max. 10 Personen gebildet werden, der Seelsorge und RU in zwei anderen Kursen mit belegt. Ab 2020 wird der Gesamtkurs neu geteilt und im Wechsel in Tagungshäuser in der Region gehen. Die Idee des gemeinsamen Lernens wird sich so schwer umsetzen lassen. Aber wir lassen uns gern überraschen und sind froh, dass niemand weggeschickt wird.

Für die Zukunft sollte man aber nochmal neu über die feste Etablierung einer zweiten Schiene mit kompetenten Lehrenden nachdenken. Das bisherige Team hat sich beruflich inzwischen neu orientiert und steht nicht mehr zur Verfügung. Das ist aus unserer Sicht eine vertane Chance.

Weichenstörung – Examina und Ausbildung im EKD-Vergleich

Studium und Examina müssen – EKD-weit – wieder einmal reformiert werden. Dabei ist eine Menge zu bedenken. Wir hoffen sehr, dass diesmal eine echte Reform gelingt, die das Wesentliche des akademischen Studiums erhält und neu profiliert, aber gerade das

Examen deutlich entrümpelt, z.B., wie in einer EKD-Richtlinie gefordert, durch die Abschaffung von Doppelungen im 2. Examen. Wir arbeiten gern weiterhin mit.

Ihre Verbindungen entnehmen Sie bitte ... – Die Umzugsverordnung

Dienstlich veranlasste Umzüge werden erstattet. Dafür gibt es Regeln und Grenzen. Das ist in Ordnung. Aber die aktuelle Form, Folge einer längst vergangenen Sparrunde, spart an denen, die am wenigsten haben: den Berufseinsteigern. Bei Umzügen ins Vikariat und in den Probendienst bekommt man keine Kosten erstattet, auch nicht anteilig, sondern eine Pauschale. Das hilft denen, die am Ort bleiben, kaum Bücher haben und keine Familie – und benachteiligt diejenigen, die bereit sind, eine weite Strecke umzuziehen statt zu bleiben, wo sie schon waren – also das tun, was die Landeskirche sich eigentlich wünscht. Und Familien. Das ist besonders hart für alle, die sich mit Bafög-Schulden und Lehrlingsgehalt eigentlich keine Zusatzkosten leisten können. Wir haben das Thema mehrfach in der Pfarrerkommission eingebracht und vorgeschlagen, die Vorschriften für Vikariat und Probendienst wieder denen für den Pfarrdienst anzugleichen. Abt. F hat zugesagt, dass die Verordnung überarbeitet und noch dieses Jahr in Rechtsform gebracht wird.

Anhebung der Fahrpreise – Mietzuschüsse u. Vikariatsgehälter anpassen

Die Forderung ist nicht neu. Aber ein Blick auf die Eingangsgehälter anderer Berufe einerseits und die Kosten wie Mieten und die Residenzpflicht auch in teuren Wohnorten andererseits macht deutlich, dass hier Handlungsbedarf besteht. Als Verein helfen wir mit Büchergeld und einem zinslosen Darlehen

in Notsituationen. Aber eigentlich sollte nach einem Studium das dienstlich nötige, privat anzuschaffende Auto nicht von den Eltern bezahlt werden müssen.

Ihr Service-Team begrüßt Sie an Bord – Miteinander der Berufsgruppen

Wir arbeiten verstärkt miteinander, auch politisch. Kirchenbeamtenvertretung und Pfarrerkommission rücken enger zusammen. Informationen werden rasch weitergegeben, Positionen gemeinsam erarbeitet. Es gab und gibt keine Einzelverhandlungen mit einer Berufsgruppe. Wir verhandeln gemeinsam, haben eine gemeinsame Stellungnahme verfasst und hatten auf der Synode zusammen einen Stand. Bei aller Unterschiedlichkeit sind wir uns einig und tragen die besonderen Anliegen der anderen jeweils mit.

Damit bin ich beim unangenehmsten und arbeitsaufwendigsten Thema der letzten Zeit:

Fahrt entfällt. Ein Ersatzzug wird demnächst eingesetzt – Versorgung

Wie bereits in einer Info-Mail während der Synodaltagung mitgeteilt, wurde die Vorlage zur Versorgung auf Bitten des LSA kurzfristig zurückgezogen. Damit ist das Thema verschoben, vermutlich in die nächste Synodalperiode. Wir sind froh, dass damit die Möglichkeit besteht, es nochmal anders anzugehen und besorgt, dass es als Dauerthema dauerhaft für Unfrieden und verhärtete Fronten sorgen könnte.

Auf eine ganz ausführliche Darstellung verzichte ich an dieser Stelle, das meiste ist ja bereits gesagt und kann in Berichten, Artikeln und Vorlagen nachgelesen werden. Um die Suche zu erleichtern werden wir die veröffentlichten Texte auf unserer Homepage zusammenstellen.

Zu einzelnen wesentlichen Punkten, der Diskussion will ich aber doch etwas sagen:

- Was war geplant? Es ging um echte Einschnitte. Auch das Weihnachtsgeld ist Teil des Jahresgehaltes. Zumindest sehen es Krankenkasse und Finanzamt so. Nun zu erklären, dass das keine Kürzung sei, weil es nicht die monatlichen Zahlungen betrifft, ist mindestens kleinlich⁷. Weniger ist tatsächlich weniger. Denn der Vergleichsmaßstab ist die Beamtenbesoldung im Freistaat.

Im Zug unserer Proteste wurde erfreulicherweise öffentlich erklärt, dass auch künftig die dort geltenden Erhöhungen übernommen werden. Das ist schön zu hören, aber es rechtfertigt keine Einschnitte, die diese Erhöhungen mindern, während Kosten allgemein steigen.

Die Verlängerung der Lebensarbeitszeit um ein Jahr trifft tatsächlich nur die Kolleg*innen ab Jahrgang 1965 – aber wir vertreten als Verein ja nicht nur diejenigen, die älter sind, sondern auch die Jungen. Und bei der Verlängerung handelt es sich faktisch um eine Kürzung, liegt doch das aktuelle Ruhestandseintrittsalter im Schnitt laut Personalabteilung bei 62,5 Jahren.

Die Kürzungen sollten, so hieß es, um der Verlässlichkeit willen geschehen. Dies erweckt den Eindruck, es ginge um eine Maßnahme, die heute alle wenig kostet und späteres Kürzen erspart. Leider steht das so nicht im sog. Eckpunkte-Papier! Im Gegenteil. Dort ist nachzulesen, dass es nur um einen ersten Schritt ging, weitere sollten folgen. Bedacht und umgesetzt werden sollten verschiedene weitere Kürzungen, außerdem grundlegende Veränderungen, wie die Abschaffung des öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnisses für 7 Zu Vorlage 3. Häufige Fragen – Klärende Antworten S.1

einzelne oder alle Berufsgruppen⁸. Auch in den wenigen Gesprächen, die wir zum Thema führen konnten, wollte sich niemand festlegen, wie viele Jahre die aktuelle Kürzung vorhalten würde. Verlässlichkeit sieht anders aus.

- Ist eine Kürzung nötig? Seit ich mit unserer Landeskirche zu tun habe, höre ich, sie sei morgen pleite oder zumindest in erheblichen Geldnöten. Zeiten, in denen es finanziell enger wurde gab es dabei durchaus, aber sie waren nie von Dauer. Insgesamt gehen die Einnahmen seit den 50er Jahren stetig und deutlich nach oben. Dennoch wurde bei zeitweilig schlechter Finanzlage immer wieder gekürzt, wurden Erhöhungen verschoben (z.B. 1995 um 7, 2004 um 4, 2008 um 10 Monate), die Durchstufung 1997 um 7 Jahre nach hinten verlegt und Ausbildungszeit nicht mehr komplett angerechnet⁹. Das betrifft auch das Praxisjahr, das – obwohl verpflichtend – nicht als ruhegehaltfähige Dienstzeit anerkannt wird, anders als Wehr- oder Ersatzdienst, der als Praxisjahr anerkannt wurde. Das benachteiligt ganz klar vor allem die Frauen, die auch vom Zwangsteildienst stärker betroffen waren. All das geschah immer vor dem Hintergrund einer nachvollziehbaren Not – und hat dennoch zu Ärger und Ungerechtigkeiten geführt. Heute soll dagegen ohne Not gekürzt werden. Die negativen Folgen für die Kirche werden dabei leider nicht mit bedacht.

- Ist die Pfarrerschaft solidarisch? In echter Not war die Pfarrerschaft immer solidarisch. So hat z.B. die Aktion ‚Pfarrer helfen Pfarrern‘ mit einem zweistelligen Millionenbetrag aus freiwilligen Spenden dafür gesorgt, dass viele Kolleg*innen und Kollegen durch ‚fremd‘finanzierte Stellen in den Dienst übernommen 8 Eckpunkte S. 18 ff. 9 Kirchliches Amtsblatt Nr. 24/97, S. 427

werden konnten. Heute sind wir alle froh, dass wir sie nicht an andere Berufe verloren haben. Auch durch den verordneten Zwangsteildienst haben über lange Jahre zahllose verheiratete Kolleg*innen ihrer Kirche geholfen, nicht nur zu mehr Einstellungen, sondern auch durch eine Menge unbezahlter Zusatzarbeit.

Was mal gesagt werden musste:

Es war ein sehr pointierter Artikel, aber falsch war er nicht. Inhaltlich muss man ihn nur neben den Brief von OKR Reimers legen um zu sehen, dass die Fakten die selben sind, nur die Bewertung nicht. Es war und ist unser Auftrag zu informieren – und auch dazu aufzurufen, sich kundig zu machen und einzumischen. Und es ist unser Recht, das so pointiert zu tun. Erst recht, nachdem Sachargumente bisher kaum Gehör fanden. Wir haben erlebt, dass uns als Berufsgruppe das Eintreten gegen Kürzungen mit moralischer Empörung untersagt wird. Dabei wird die Beweislast umgedreht; es muss nicht mehr derjenige, der bisher Verbrieftes verlassen will, die Notwendigkeit belegen, sondern sich rechtfertigen, wer das bisher gültige Recht behalten will.

Der Artikel steht außerdem nicht allein. Er wurde flankiert von äußerst sachlichen Artikeln zu den Finanzen und zu den Alterssicherungssystemen, die genau die Informationen liefern, die nötig sind, um wirklich etwas entscheiden zu können – und die bisher zumindest in so komprimierter und verständlicher Form nicht vorlagen. Und er wurde begleitet von Gesprächsangeboten an Synodale, Rundmails und Informationen an alle Vertrauenspfarrer und über sie an alle Mitglieder. Der Bitte, sich kundig zu machen und Synodale anzusprechen, sind sehr viele gefolgt, vielen Dank. Es war und ist gut, miteinander zu reden und Sachinformation zu haben; ebenso

wie sich zu verdeutlichen, wie es bei den Betroffenen ankommt, wenn ihnen ohne konkrete Not oder konkretes Ziel etwas genommen werden soll. Erst recht, wenn abzusehen ist, dass das erst der Anfang ist. Und wenn die Begleitbotschaft lautet, dass Transparenz und Beteiligung nur auf dem Papier stattfinden.

Für die Zukunft

Es hat zu einigem Erschrecken geführt, dass wir so schnell und gut informieren und mobilisieren können, vor allem, dass so viele ihre Synodalen angefragt haben. Zu Erschrecken, zu Verärgerung – zu guten Gesprächen in Rahmen und am Rand der Synode zum Glück auch. Daran wollen wir für künftige Diskussionen anknüpfen.

Wir hoffen, dass künftig mit mehr Zeit und weniger fest vorgegeben Zielen Gespräche auf Augenhöhe und mit Vertretern aller Betroffenen möglich sein werden. Verhandlungen sind aber nur dann gut, wenn die Voraussetzungen geklärt und akzeptiert sind. Dazu gäbe es noch einige Hausaufgaben zu erledigen, die u.a. das Rechnungsprüfungsamt dem Ausschuss mitgegeben hatte¹⁰.

Kirche ist auf den problemlosen Wechsel zwischen Staat, Kommunen und Kirche angewiesen. Nicht zuletzt in der Verwaltung und im Bereich Schule. Das ist bereits jetzt schwierig. Und sie ist darauf angewiesen, dass innerkirchlich ebenfalls Klarheit und Fairness herrschen. Es geht dabei auch ums Verfahren. Kirche wollte mit dem 3. Weg ein besseres System etablieren. In der Arbeitsrechtlichen Kommission sitzen sich gleichgewichtig Vertreter beider Seiten auf Augenhöhe gegenüber. Entscheidungen werden ausgehandelt. Und sie haben den Anspruch mindestens so gut zu sein, wie beim öffentlichen Dienst. 10 Tätigkeitsbericht des RPA 2018, S. 15 ff.

In den bisherigen Ausschüssen zur Versorgung war das anders.

Sorge bereitet uns, dass das Thema uns über einen langen Zeitraum begleiten wird. Der Gewerkschaftsvertreter und Synodale Matthias Jena hat es unregelmäßige Tarifverhandlungen genannt. Und uns Amateure. Er hat recht. Bisher hatten wir solche Auseinandersetzungen weitestgehend ausgelagert. Die großen Linien hat man anderswo beschlossen und viele Details auch. Das hat Zeit gespart und Juristen – und es hat dem Frieden gedient. Ich wünsche mir sehr, dass wir nicht aus Versehen Tarifverhandlungen etablieren, ich möchte das nicht lernen müssen. Aber wenn es so kommt, werde ich mich nicht drücken.

„heute verspätet“ – Ausgleich für Zwangsteildienst

Eine Regelung wurde uns 2009 erstmals versprochen – und fehlt immer noch. In den Eckpunkten ist sie jedenfalls nicht enthalten. Denn ein Angebot, zugunsten der Landeskirche länger zu arbeiten und sich so etwas dazuzuverdienen, kann ja nicht gemeint sein. Inzwischen sind uns andere Landeskirchen voraus. In Baden, wo es den Zwang nur für 1 Jahr im Probedienst gab, wird dieses Jahr mit 75% gerechnet. In der Nordkirche werden drei Jahre als volle Dienstzeit angerechnet, wenn das Teildienstverhältnis nicht nur aus persönlichem Interesse eingegangen wurde. Es wird höchste Zeit, dass auch in Bayern eine gute Regelung gefunden wird.

Supersparpreis – Die Ausstattung von Arbeitsplätzen

In den letzten Jahren haben wir einiges erreicht. PCs werden gestellt, Schreibtische müssen nicht mehr zwingend selbst bezahlt werden und sogar ein Diensthandy kann

inzwischen finanziert werden. Im Detail hakt aber noch Manches:

– Bestellportale und andere Vorschriften

Vieles, das gut gemeint ist, erweist sich als wenig hilfreich. Die Festlegung auf bestimmte Anbieter, obwohl es am Ort ein günstigeres Angebot gäbe, oder besseren Service und gewachsene Beziehungen, ist nur ein Beispiel.

– Ausstattung im Teildienst nur halb Ein halber Schreibtisch, halbes Telefon, halber PC ... wirklich sinnvoll ist das nicht, auch nicht im Teildienst! Ich nehme nicht an, dass in irgendeinem Amt oder einer Verwaltungsstelle für Teilzeitkräfte nur ein anteiliger PC zur Verfügung steht. Und wie damit dann eine Trennung von beruflichen und privaten Geräten funktionieren soll, leuchtet auch nicht ein.

Mobil sein

Kaum eine Stellenausschreibung, in der nicht steht, dass ein Fahrzeug nötig ist... Gemeint ist ein privates. Das man dann dienstlich nutzt. Und da geht es, wie wir alle wissen, nicht um den Weg zur Arbeit, sondern um dienstliche Fahrten. Da dieses Auto also eigentlich immer verfügbar sein muss, brauchen viele Familien ein zweites, richtig privates. Und spätestens, wenn etwas passiert, staunen Kolleg*innen über die Details: Bei dienstlichen Unfällen wird zunehmend kleinlich nicht bezahlt, der Versicherungsschutz besteht nur beim eigenen Auto, nicht bei einem geliehenen. So ein Modell ist nicht vorgesehen. Sichtbar wird das, wenn die GEZ-Gebührenermäßigung für die Kirchengemeinde ebenso wenig greift, wie die bereits bezahlten privaten Gebühren, da die GEZ automatisch von einer selbstständigen beruflichen Nutzung ausgeht.

Auch um dienstlich und privat besser zu trennen, sollte man hier auf

dienstliche Fahrzeuge, eventuell Leasing-Modelle zugehen; und in Städten Anreize schaffen, aus ökologischen Gründen auf ein Auto zu verzichten; Fahrrad, E-Bike, Netzkarten für den öffentlichen Nahverkehr – all das sollte überall, wo es sinnvoll ist, unkompliziert erstattet werden.

Störungen im Betriebsablauf – kirchliche Standards setzen

In anderen Berufen sind die Regeln klar. Arbeitsplatzsicherheit, Regelungen für Schwangerschaft und Mutterschutz, berufliche Wiedereingliederung, Schwerbehinderung... Nun haben wir keinen Beruf wie alle anderen auch, aber dennoch sollten Standards für die Gesundheit und notwendige Hilfen nicht von den Betroffenen im Einzelfall erkämpft werden müssen. Ein Merkblatt wäre ein Anfang. Wir arbeiten dran.

Achten Sie auch auf die Lautsprecherdurchsagen – Personalservicezentrum

Es ist ein leidiges Thema. Und das ist nicht die Schuld der einzelnen Mitarbeitenden. Die sind überlastet, fangen neu an und haben neben sich statt eines Kollegen, der sie einarbeitet, im Zweifel einen leeren Stuhl und müssen lernen, wie das kirchliche Dienstrecht funktioniert; aufgrund der vielen Eigenheiten eine größere Aufgabe und nicht ganz einfach. Auch darum sind weitere Änderungen gegenüber staatlichen Regelungen keine gute Idee.

Andererseits können auch diejenigen, die auf die Bescheide, die Auszahlung ihrer zusätzlich geleisteten Religionsunterrichtsstunden oder auch nur eine Auskunft angewiesen sind, auch nichts dafür. Bis z. B. der RU auf der Gehaltsmitteilung ausgewiesen ist, vergeht über 1 Jahr. Der Ärger wächst, wenn gleichzeitig bekannt wird, dass durch Verwal-

tungsfehler zu viel Bezahltes zurückgefordert wird, die Vergütung der zusätzlichen Stunden dagegen liegen bleibt. In manchen Dekanaten hat das die Bereitschaft, zusätzliche Unterrichtsstunden zu übernehmen, nachhaltig gedämpft.

Erfreulicherweise hat bereits im Sommer mit Frau Königbauer eine neue Sachgebietsleiterin übernommen und schon im Ton der Bescheide und Schreiben ist seither ein deutlicher Wandel festzustellen. Noch nicht verbessert hat sich leider die Unsitte, bei Fehlern in der Berechnung zur Rückzahlung Gehälter größtenteils und teilweise sogar komplett einzubehalten oder ‚negatives Gehalt‘ zu überweisen. Auch die Kirche muss sich an Pfändungsgrenzen halten. Und auch die Kirche muss – erst recht wenn der Fehler in der eigenen Verwaltung passiert ist – vorher eine nachvollziehbare, stimmige Berechnung liefern, dazu einen Bescheid mit Widerspruchsbelehrung und ein Angebot zur Ratenzahlung. In einer nennenswerten Zahl von Fällen gibt es das nicht. Unser Anwalt hat inzwischen Übung mit der Regelung – notfalls vor dem Verwaltungsgericht. Sollte jemand Hilfe benötigen, wende er sich bitte an die Vorsitzenden.

Einige Hoffnung setzen wir in die neue Leitung des PSZ, die am 1.3.19 ihren Dienst begonnen hat. Gut, dass sie da ist. Es wurde Zeit. Denn die Leitung einer hochkomplexen und Zeit ihres Lebens defizitären Personalverwaltung sollte auch auf Zeit niemand nebenher übernehmen müssen. Wir wünschen Frau Olbrich alles Gute für ihre Aufgabe und Unterstützung aus allen Abteilungen im Landeskirchenamt, damit sie dafür auch die nötige personelle Ausstattung bekommt. Zur Aufarbeitung der Rückstände könnte die Aufstockung des Personals, z.B. durch Zeitarbeit, eine Hilfe sein und das Arbeiten im PSZ für die Mitarbeitenden attraktiver machen.

Signalstörung – was ist Wertschätzung?

Die Wellen sind in den letzten Monaten hoch gegangen, weil die Versorgungsdebatte nicht für sich allein steht. Sie reiht sich ein in viele Erfahrungen von Kürzungen, Verzögerungen, Zusatzarbeit, Arbeitsverdichtung, usw. Dienststörungen vermitteln den Eindruck einer 48-Stunden-Woche, aber das funktioniert fast nirgends. Und der Rechtfertigungsdruck für alles, was wegfällt, liegt bei den Einzelnen. Auch, weil es keine nachvollziehbare Notwendigkeit für die Kürzungen gibt. Und, vielleicht am wesentlichsten, weil die Diskussion von Anfang an mit Untertönen, Bildern (Sumpf und Frösche) und Begründungen geführt wurde, die verletzend sind und die deutlich machen, dass es in der Kirchenleitung Menschen gibt, die der Meinung sind, dass wir unser Geld nicht verdienen. Das ist eine Ohrfeige. Und genau so ist es auch angekommen.

Wertschätzung meint in diesem Zusammenhang nicht ein paar freundliche Worte, sondern eine Haltung.

In der RU-Umfrage haben die Kolleg*innen eine hohe Zufriedenheit mit ihrem Unterrichten signalisiert. Die positive Rückmeldung, die das mit ausmacht, bekommen sie in erster Linie von Schülern und Eltern, dann von Kolleg*innen in Schule und Gemeinde. Den zuständigen Fachreferenten wundert das. Mich nicht. Von wem denn sonst? In der Gemeinde ist es ebenso. Eine Karte nach einer Kasualie, ein paar freundliche Sätze oder auch mal mehr an der Kirchentür, Gespräche zwischen Tür und Angel oder mit Mitarbeitenden – Wertschätzung für meine konkrete Arbeit bekomme ich am Ort. Von der Kirchenleitung erwarte ich mir, dass sie dem nicht entgegensteht, dass Papiere nicht

den Eindruck erwecken, wir alle hätten bisher nicht gut gearbeitet oder in die falsche Richtung – und dass sie den Rahmen für meine Arbeit verlässlich absteckt, machbare Stellenzuschnitte, passgenaue Fortbildungen, die Organisation von Wechsel usw. – und nicht zuletzt Gehalt und Ruhegehalt.

Thank you for travelling ...

Zeit, Danke zu sagen. Allen im HV, die sich durch Papiere und Mails gearbeitet haben, gelesen, diskutiert und geschrieben, ganz besonders den Versorgungsprofis. Es ist gut und bereichernd, die vielen Stimmen, Erfahrungen und Kompetenzen mit im Boot zu haben. Und es hilft, die Arbeit trotz Menge und Komplexität zu schultern. Ein Extra-Dank an Daniel Tenberg: was täte ich ohne dich!

Wir sind ein gutes Team. Ich sehe aber auch, dass es bei einigen an die Grenzen geht – manchmal auch darüber hinaus – was zu leisten ist. Das gilt ganz besonders für die Ehrenamtlichen, aber nicht nur. Im Verein und der Pfarrvertretung gilt, was auch in der Fläche zu beobachten ist: hätten wir die Ruheständler nicht, wir könnten einpacken.

Danke an alle Vertrauenspfarrer*innen, die Stimmungen und Informationen aus der Breite der Landeskirche beitragen, so fragen, dass mir auffällt, wenn ich zu viel voraussetze oder mich zu unverständlich im Insiderslang ausdrücke, ich brauche das! Und an alle, die uns unterstützt haben mit Mails und Anrufen, Briefen, Karten, Nachfragen an unterschiedlichsten Stellen. Das zeigt mir immer wieder, warum ich das mache.

Thank you for travelling – und tschüss? Wir wollen uns nicht verabschieden, nicht von der Volkskirche, nicht vom Arbeiten in ihr

– so Streitbar wie nötig und so ausgerichtet auf gute Lösungen und Frieden wie möglich. Wir sind überzeugt, dass sie eine Zukunft hat, Mutter Kirche. Als Kirche,

nicht als Konzern. Und einen Auftrag. Wir sind dabei.

*Für den Hauptvorstand
Corinna Hektor, 1. Vorsitzende*

Artikel

■ Gen Himmel? Kosmologie als Herausforderung

■ 1. „Gen Himmel aufgefahren ist...“ Schon die Melodie dieses Liedes (EG 119) verlockt zum Mitsingen, seit dreihundert Jahren und immer noch. „Gen Himmel“ – was singen wir da eigentlich? Das neue „in den Himmel“ hilft auch nicht weiter – wohin hin? Wo ist der Himmel, in den Christus aufgefahren ist und von woher er den Heiligen Geist uns auf Erden hernieder gesandt hat (EG 120)? Auf alten Bildern sieht man Wolken, aus denen unten die Füße Jesu noch herausragen; gleich werden sie unsichtbar sein. Wie sieht der Raum jenseits des Wolkenbands aus? Es gibt Hoffnungsbilder: das „Paradies“, das die Gläubigen droben erwartet, das „neue Jerusalem“, das sogar herabkommen soll, der „Garten Christi“, in dem wir noch viel lustvoller leben sollen als in der schönsten „Garten-Zier“ jetzt und hier unten (EG 503). Aber bitte: Wo ist das?

Oder darf man nach dem Wo gar nicht fragen? Die semantische Unterscheidung zwischen dem über uns sichtbaren Himmel (z.B. sky) und dem Himmel jenseits des Wolkenbandes (heaven) deutet das vielleicht an – für unsere moderne Ohren. Die Dichter der zitierten Lieder hätten, wie die Menschen seit biblischen Zeiten, verständnislos reagiert. Denn sie wussten recht genau, wo der unsichtbare Himmel sich befindet und in welchem Verhältnis er zum sichtbaren Himmel und der Erde steht. Das sollten wir uns klar machen – sonst lesen wir in kosmologischen (und eschatologischen) Dingen die Bibel ohne

Verstand. Eine Erinnerung also an die alteuropäische und in ihr die biblisch-christliche Kosmologie, in vereinfachter Version:

Wir Menschen leben auf dem Erdball (die Scheibe war für seefahrende Völker keine Option), der sich inmitten eines Kosmos befindet, der durchs Firmament, die Kristallsphäre der Fixsterne begrenzt ist. Unterhalb der ersten Sphäre, der des Mondes, befindet sich unsere „sublunare“ Welt der vier für das Werden und Vergehen ursächlichen Elemente. Darüber wölben sich lückenlos und bewegen sich zyklisch und epizyklisch die kristallinen Sphären der Planeten Merkur und Venus, der Sonne und der Planeten Mars, Jupiter und Saturn. Den Abschluss bildet eine Sphäre, die die völlig gleichmäßigen, also ewigen Bewegungen der „supralunari-schen“ Welt der Energie des „Ersten Bewegers“ zuordnen. Die christliche Kosmologie änderte nichts an der geringen räumlichen Größe dieses Kosmos, die bei Ptolemäus 20.000 (später viel zu klein angenommene) Erdradien betrug, sie änderte aber zweierlei. Erstens widersprach sie Aristoteles und entzog dem Kosmos die Ewigkeit: die Welt wurde mit der Zeit von Gott geschaffen, sie ist also auch in ihrer zeitlichen Dimension endlich (aus dem AT errechnete man meistens 6.000 Jahre, wobei Heils- und Weltgeschichte koextensiv sind). Zweitens setzte sie mit Gen 1 den Ersten Beweger zum Geschöpf herab und nahm für den Schöpfergott eine weitere, alles umfassende Sphäre an, das „Empyreum“, den goldhellen, wahrhaft

ewigen Wohnort Gottes, der Engel und der Seligen.

Vom Himmel dieses Weltbilds trennt uns seit der Umbruchperiode des 16.-18. Jahrhundert ein tiefer Graben. Für die zitierten Liederdichter war es, wie für das ganze reformatorische Christentum, völlig fraglos, dass der unsichtbare Himmel zwar mehr und anderes war als der sichtbare, aber sie waren identisch in der vertikalen Achse und in der hierarchischen Raumschichtung von unteren zu höheren Örtern in der Welt. Schaute man vom vergänglichen Unten ins räumliche Oben, so blickte man hinauf zum Höher- und Höchstwertigen und blickte zugleich zum unvergänglichen Schöpfer aller Dinge auf. Von Oben kam alles Gute im Erdenschicksal der Menschen, und ihre irdische Pilgerschaft würde ihr Ziel im Himmel droben finden. Darum: „Sursum corda, die Herzen in die Höhe!“ Der Bezug auf den Himmel über uns und die Deutung der Zeichen des Himmels für uns waren konstitutiv auch und gerade für das reformatorische Christentum der Frühen Neuzeit. Dafür ließ man in Wittenberg der Astrologie, einer seriösen wissenschaftlichen Disziplin neben Mathematik und Physik, besondere Pflege angedeihen; sie hatte die Aufgabe, Planetenkonjunktionen, Kometen und Gestirnskonstellation bei einer Geburt qualitativ zu deuten und z.B. Horoskope zu erstellen. Luther war etwas skeptisch, beschäftigte sich aber ausgiebig mit den Zeichen des Himmels. Unter humanistischem Einfluss, etwa bei Ph. Melanchthon oder bei Johannes Kepler, beide Horoskopsteller mit der Maßgabe, dass die Sterne einen geneigt machen aber nicht nötigen, hatte die Astrologie für persönliche Lebensführung und für Politikberatung aber große (und geldwerte) Bedeutung bis zum Ende des 17. Jahrhunderts.

2. Der kosmologische Schock, den die Frühe Neuzeit schmerzhaft er-

fuhr, die (seit Kant so genannte) „kopernikanische Revolution“, hatte enorme theologische Bedeutung. Doch wäre der Wechsel aus der geozentrischen zur heliozentrischen Kosmologie noch unzureichend beschrieben, wenn man sagt, an die Stelle unserer Erde sei die Sonne als Zentralgestirn getreten. Allerdings war nun die Zentralität jedes Individuums relativ zu seiner Welt nicht mehr die Weltmitte überhaupt. Daher wollten Astronomen beider Konfessionen das ptolemäische und das kopernikanische Weltmodell so kombinieren, dass die Erde den vornehmsten Platz behielt, z.B. Tycho Brahe. Auch die Theologen versuchten, den theoretischen Anspruch des Heliozentrismus klein zu halten, so Melanchthon, der die Kopernikaner in Wittenberg gleichwohl zum Druck von *De revolutionibus orbium coelestium* ermutigte. Andreas Osiander, der leitende Geistliche in Nürnberg, schrieb 1543 im Vorwort, dass dies das zur Zeit beste astronomische Rechenmodell für Planetenbahnen biete; es könne aus biblischen Gründen aber nicht als Beschreibung der Realität an sich gelten. Kopernikus, ein humanistischer aber loyaler Kanoniker, bat seinerseits den Papst um Förderung der neuen Astronomie. Noch paradoxer: Die heliozentrisch orientierten Tabellen zur Berechnung der Stellung der Sonne, des Mondes und der fünf Planeten, die der Wittenberger Mathematiker Erasmus Reinhold 1551 veröffentlichte, wurden der von Papst Gregor XIII. initiierten Kalenderreform von 1582 zugrunde gelegt – eine Reform, die von den Protestanten dann über ein Jahrhundert lang verweigert wurde.

Die Sorgen der Theologen waren nicht unberechtigt, denn bald wurde klar, man sich den Kosmos nicht mehr als geschlossene Welt, sondern als unendliches Universum vorstellen müsse, in dem die Menschen randständig erschienen und vielleicht nicht mehr im Zentrum

der Aufmerksamkeit Gottes standen. Andererseits war die Sonne ja seit alters das Sinnbild der erkennenden Vernunft und der Glorie des Herrschers; der Mensch konnte sich mit seiner Vernunft ins Zentrum der Welt platzieren und seine Macht technologisch realisieren. Die religiös härteste Veränderung betraf aber weniger die Sonne, sondern bestand in der Geometrisierung des Weltraumes. Sie war zweifellos ein enormer Fortschritt, weil nun die empirischen, mit neuen Instrumenten fortlaufend verbesserten Messungen mit mathematischen Berechnungen kosmischer Ereignisse retrospektiv und prognostisch korreliert werden konnten; man konnte viel mehr vom Kosmos wissen. Dabei war vorausgesetzt, dass der mit der euklidischen Geometrie vermessene Raum, ein gleichförmiger, stetiger (homogener, isotroper, isomorpher) und an sich leerer Raum, identisch sei mit dem realen Weltraum.

Diese Voraussetzung war von größter religiöser Reichweite. Erstens kann der geometrische Raum in seiner Eigenschaft der Erstreckung zwar sinnlich wahrgenommen werden, ist aber von der leibhaften Raumerfahrung des Beobachters völlig unabhängig und macht dessen Im-Raum-Sein für das Wissen über die Welt methodisch gleichgültig. Zweitens machte die Einheitlichkeit des irdischen und der himmlischen Physik, die dann Galileo Galilei erkannte, die räumliche Trennung der sublunaren von der supralunaren Welt hinfällig, was nicht nur die Hierarchie von Oben und Unten aufhob, sondern z.B. auch die damalige Einschätzung der Kometen als jeweils eigens von Gott geschickte Warnzeichen die kosmologische Grundlage entzog. Drittens akzeptierte Kepler fast widerwillig, dass die religiös so wichtigen vollkommenen Kreisbahnen der Planeten gar nicht existieren, sondern Ellipsen sind, dass die Sonne also nur in deren einem Pol steht.

Die Identität der vertikalen Achse der sichtbaren und der unsichtbaren Welt war damit hinfällig; es gab keinen kosmischen Ort für das Empyreum, den Himmel Gottes mit den Engeln und den Seligen. Summa: der kosmische und der religiöse Himmel werden entkoppelt (entsprechend auch die Heilsgeschichte und die Weltzeit).

Wir könnten das schrecklich finden – wenn nicht auch die Reformation an der Entsakralisierung des Kosmos aktiv beteiligt gewesen wäre. Das begann mit M. Luther, der über die Depotenzierung der Sterngötter hinaus die religiöse Neutralisierung des kosmischen Raumes betrieb. Im Glauben an die räumliche Gegenwart Jesu Christi im Abendmahl jeden Ortes interpretierte er das Sitzen Christi zur Rechten Gottes im Himmel als seine machtvolle Gegenwart in der Schöpfung und seine heilsame Gegenwart überall in Wort und Sakrament. Das bedeutete, dass es hier keine vertikale Weltachse und vor allem keine Hierarchie absoluter Örter im Raum gab: So wie die Kirche überall dort ist, wo Christi Verheißung ertönt, so ist der Himmel überall dort, wo Christi Gegenwart geglaubt wird. Gegen die calvinistische und die tridentinische Lehre, die den Auferstandenen seiner menschlichen Natur nach weiterhin im räumlichen Oben des Empyreum platzierte, hielten alle lutherischen Theologen an dieser Neuerung fest.

Man kann diese Konstellation noch heutzutage an und in den barocken Kirchenbauten sehen. Der römisch-katholische Bau öffnet sich im zentralen Kuppelraum nach oben zum Himmel, in dem, exakt perspektivisch auf die Betrachter unten bezogen, lebhaft bunt die Engel, die Heiligen und die Seligen im Glanz der göttlichen Glorie singen und tanzen; so wird die Vertikalität der Welt in ihrer Staffelung absoluter Örter wirksam inszeniert. Der pro-

testantische Kirchenbau, der auf sakrale Räume ganz verzichtete, konnte entweder völlige Bildlosigkeit demonstrieren wie im Calvinismus oder das Wort Gottes bildhaft darstellen wie im barocken Luthertum. In Franken und Thüringen gibt es Kirchen, deren Decke und Emporen mit Szenen von Gen 1 bis Offb 21 ausgemalt sind: Die Gemeinde sitzt in der Heilsgeschichte, und der Himmel ist für sie nicht bloß Zukunft, sondern „Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier“ (EG 166,2).

Es war ein langer Prozess, bis die Entkopplung des kosmischen und religiösen Himmel die Oberhand gewann; noch lange wirkte die renaissanceplatonische Sakralisierung des Kosmos nach. Auch Kepler widersprach zwar der These von der Unendlichkeit des Weltraumes, beschrieb den (real endlichen) Kosmos als triadisch-theophoren Harmonieraum. Noch Isaac Newton, der doch die Geometrisierung der Welt perfektionierte, definierte den absoluten Raum seiner Physik als sensorium Dei, das Gottes Tätigsein den Körpern im Weltraum, z.B. ihre Gravitation, mitteilt und Abweichungen nachjustiert. Im Gegensatz dazu definierte Gottfried Wilhelm Leibniz den kosmischen Raum rein relational als Lage eines Körpers in Beziehung auf andere Körper. Darin wirkte auch seine lutherische Tradition nach, die aber zugleich ausgehebelt wird, weil Leibniz gegen Baruch Spinozas neuerliche Identifikation von Gott und Welt diese Welt als einmal für allemal so perfekt konstruierte Maschine beschrieb, dass ein Eingriff Gottes gar nicht in Frage kommt – Gott wird zum Dieu fainéant, zum Nichtstuer. Wie die Welt in der folgenden, naturwissenschaftlich stolzen Zeit von allem Wunderhaften befreit wurde, so leerte sich auch der Himmel, da er nun nicht mehr kosmisch real und mit Engeln bevölkert vorgestellt werden konn-

te. Seit dem 18. Jahrhundert bildeten sich weltanschauliche Substitute aus, es wurden theosophisch „höhere Welten“ oder esoterisch „das Jenseits“ imaginiert. Um 1800 und um 1900 wurde und seit etwa 2000 wird wieder Naturreligiosität in vielen Formen populär, die meditativen oder mystischen Zugang zu dem hat, was einst „Himmel“ hieß und die auch mit den Engeln wieder vertraut ist.

3. Wie hat die protestantische Theologie auf den kosmologischen Verlust des Himmels des Glaubens reagiert? Plakativ, aber nicht böswillig vereinfacht: Sie hat Abschied von der Kosmologie genommen. Schon weil die traditionelle metaphysische Grundlage unplausibel wurde, zog sich die aufklärerische Theologie aus der Physikotheologie zurück, die ihrerseits durch die anthropologische Konzentration der literarischen, philosophischen und theologischen Aufklärung an Boden verlor. Es war schon eine Korrektur an dieser Aufklärung, als Friedrich Schleiermacher in seinen Reden über die Religion von 1799 den religiösen Himmel durch den Kosmos als wunderbarem, organischem Ganzen dargestellt sah und daher das „Anschauen des Universums“ für die „höchste Formel für Religion“ ansah. Seine Glaubenslehre (1831/1832) modifizierte das, indem sie das Gottesprädikat der Allgegenwart neu fasste. § 53 definiert sie als „die mit allem Räumlichen auch den Raum selbst bedingende schlechthin raumlose Ursächlichkeit Gottes.“ Diese Modifikation ist tatsächlich eine Revolution, die einerseits die Konsequenz aus Kants erkenntniskritischer Destruktion des Konzepts des absoluten Raumes darstellt, die andererseits die Beziehung Gottes zum Raum, den wir ja leibhaftig teilen und erfahren, überhaupt nicht mehr benennen kann. Raumlose Ursächlichkeit mag von Seiten Gottes korrekt formuliert sein; es verbietet

aber die Frage, wie ist sie im Welt- und Menschenraum wirksam ist. Die alternative Annahme eines theophoren kosmischen Raumes wurde nach Schleiermachers Votum, sieht man ab von der Kosmologie der parachristlichen Religiosität, nur ganz vereinzelt aufgegriffen, protestantisch etwa bei Karl Heim, katholisch in der Idee des „kosmischen Christus“ bei Teilhard de Chardin. Die evangelische Theologie hat bis vor kurzem einhellig jegliche Beziehung Gottes zum Kosmos als Raum verneint. Das spiegelt die religiöse Privilegierung des existenziell-zeitlichen Daseins vor dem ästhetisch-räumlichen seit Sören Kierkegaard; das kann man verstehen angesichts des bildungsbürgerlichen Programms einer mythologisierenden Kunstreligion, die Richard Wagner im Parsifal (1882) auf die Formel brachte: „Zum Raum wird hier die Zeit“. Im Protest hiergegen hat auch ein raumtheoretisch engagierter Theologe wie Paul Tillich in den 1920er Jahren den Kampf zwischen dem „Gott der Geschichte und den „Göttern des Raumes“ als christliches Generalthema intoniert. Auch Karl Barth hat die Annahme einer zeitgebenden, aber raumlosen Weltgegenwart Gottes nur insoweit korrigiert, als er aufgrund des trinitarischen Charakters des christlichen Gebets meinte, dass Gott von allen Welt-Räumen verschieden sei, weil er in sich selbst Verschiedenheit lebe und so in sich selbst seinen Raum habe. So blieb es dabei, dass Gott nicht im Raum, sondern in der Zeit wohne – das lernten Theologiestudierende noch in den 1980er Jahren.

Dabei kann es nicht bleiben! Theoretisch nicht, weil so etwas wie „raumlose Ursächlichkeit“ nur aus dem Gegensatz zu innerweltlicher Kausalität bestimmt werden kann, und das ist theologisch nicht adäquat. Praktisch nicht, weil so etwas wie „raumlose Allgegenwart“ ausblendet, dass die christliche

Frömmigkeit (wie schon die biblische) sehr wohl Unterschiede der Gegenwart Gottes erfährt. Man kann es auch ändern, und wir können dabei von dem seit einigen Jahren laufenden spatial turn der Kulturwissenschaften und von der neueren Phänomenologie des leibhaften Menschenlebens, die übrigens in der katholischen Theologie besonders stark gepflegt wird, profitieren. Aber das zunächst Wichtigste ist die selbstkritische Prüfung, wie weit wir die euklidische Geometrie unseren Begriff von „Raum“ bestimmen lassen und wie Kant oder Schleiermacher (die übrigens von nicht-euklidischen Geometrien noch nichts wussten) naiv noch davon ausgehen, dass mathematische und empirische Geometrie übereinstimmen. Das muss sich ändern, weil der euklidisch geometrische Raum seiner Konstruktion nach keine Örter aufweisen kann, an dem Gott gegenwärtig sein könnte. Nicht seine Konstruktion, wohl aber er selbst ist religiös irrelevant; wird er theologisch beansprucht, sind Fehlwege die sichere Folge.

Wir müssen also neu ansetzen. Die positive Aufgabe ist es, einen vom geometrischen verschiedenen Raumbegriff zu entwickeln, der lokale, graduelle, intensionale und zeitliche Differenzierungen von „Gegenwart“ zulässt. Einen solchen Differenzierung haben übrigens schon unsere Altvorderen in ihrer präzisen Denkweise entwickelt, indem sie Gottes Weltgegenwart unterschieden als praesentia per essentiam, per potentiam, per gratiam. Aber ihre kosmologischen-metaphysischen Implikationen sind nicht mehr die unseren; wir können jedoch (theoretisch bescheidener, aber gut nachvollziehbar) eine Phänomenologie der Räume der Gegenwart Gottes in unserer Welt ausbilden und immer wieder praktisch (und im Austausch mit Anderen) justieren. Die Frage dieser Phänomenologie lautet nicht, wie

Gott im empirischen Raum allgegenwärtig sein könne o. ä. – als ob solche Fragen beantwortbar wären und als ob es nicht auch Orte in der Welt gäbe, wo die Frage „Wo ist Gott?“ einstweilen ohne Antwort bleibt.

Die Frage lautet vielmehr: Wie können wir die Räume beschreiben, in denen Gott von Menschen als gegenwärtig erfahren wird? Diese Frage kann man mit einer methodisch „dichten Beschreibung“ der äußeren und inneren Wahrnehmung der beteiligten Menschen realitätsnah (und nicht-deduktiv) bearbeiten und bis zu einem gewissen Grad wahrscheinlich beantworten. Räume, in denen Gottes Gegenwart emotional, physisch und intellektuell glaubhaft erfahren wird, gibt es, Gott sei Dank, viel mehr als die eigens dafür installierten und ausgestatteten Bauten. Das Gebet ist ein solcher (innerer) Raum, wie jede Beterin und jeder Beter intuitiv weiß; aber auch die Lebenswelt um sie herum kann schon atmosphärisch oder als Landschaft ein Raum der Gottesgegenwart werden (EG 503!). Ja, sogar der kosmische Raum kann ein solcher Präsenzraum werden, da wir ja noch immer aufrecht gehen und „den Himmel“ sehen können und der „gestirnte Himmel über mir“ uns die Differenz von Endlichem und Unendlichem und die Ambivalenz von Faszination und Erschrecken zumutet. Der theologisch wichtigste, weil möglicherweise heilsame Präsenzraum Gottes ist jedoch der (erkennbar Benutzungsspuren aufweisende) besondere, „heterotope“ Gottesdienstraum, in dem auch die anderen Räume ihre wahre Bedeutung zugeschrieben bekommen.

Der geneigte Leser ist hiermit aufgefordert, sich selbst ans unbefangene, aber leibhaftig aufmerksame Schauen, Hören, Gehen, Singen, Schweigen usw. in einem bestimmten Gottesdienstraum zu machen. Da wird sich manches

Aha-Erlebnis einstellen, wenn man sich nur die Zeit(!) dafür in diesem Raum(!) schenken lässt. Vielleicht geben unsere Altvorderen eine kleine Hilfestellung. Doch gibt es auch Literatur für Aha-Erlebnisse, wofür ich besonders auf den zuletzt genannten Titel hinweisen darf.

Bernhard Lang, Colleen McDannell: Der Himmel. Eine Kulturgeschichte (edition suhrkamp 1586)
Werner Thiede: Was ist der kosmische Christus? Karriere und Bedeutungswandel einer modernen Metapher, Göttingen 2001
Lucian Hölscher (Hg.): Das Jenseits. Facetten eines religiösen

Begriffs in der Neuzeit. Göttingen 2007

Ulrich Beuttler: Gott und Raum. Theologie der Weltgegenwart Gottes. Göttingen 2010

Prof. em. Dr. Walter Sparr, Institut für Systematische Theologie, Universität Erlangen-Nürnberg

■ Wider das Vergessen

Persönliches zum Gedenken an die Opfer des Holocaust

Anlässlich des Gedenktages am 27. Januar 2019 und des 100jährigen Bestehens des Freistaates Bayern im letzten Jahr, möchte ich zwei Sachen zusammen bringen, die mich schon lange bewegen:

1. Das entsetzliche Schweigen unserer Kirchen zu der Verfolgung und Ermordung von über sechs Millionen jüdischer Menschen und der fehlende Widerstand in kirchlichen Einrichtungen zu der Ermordung von über 400 000 behinderter und kranker Mitmenschen.

2. Eine Äußerung von Bischof Meiser zu Hilde Börner, geb. Eisner, der Pfarrfrau meines Vorgängers Georg Börner im Großengseer Pfarrhaus (Dekanat Gräfenberg):

„Sie (gemeint als Tochter des ersten Ministerpräsidenten von Bayern, des Juden Kurt Eisner) sind eine Schande für unsere Landeskirche“. Meine Frau hat diese Aussage von Hilde Börner mit angehört.

Hilde Börner, die ich im hohen Alter beerdigen durfte, hat diese Äußerung Meisers ein Leben lang nie vergessen. Sie wurde in der Nazizeit immer wieder im „Stürmer“ zitiert und Julius Streicher schickte seine Schergen aus, um sie fest zu nehmen. Gemeindegli-

eder wussten das klug zu verhindern, während fast alle aus ihrer jüdischen Familie umgekommen sind.

1946 schrieb Johannes Schlingensiepen, Mitglied des Bruderrates der Bekennenden Kirche im Rheinland und Seelsorger von Paul Schneider, des in Buchenwald ermordeten „Predigers von Buchenwald“:

„Im Kampf um die wahre Kirche des Evangeliums haben wir unsere Freiheit und unser Leben gewagt, aber im Widerstand gegen die dämonischen Mächte, die sich durch Hitler und die nationalsozialistische Weltanschauung fast unseres ganzen Volkes bemächtigt hatten, haben wir zu oft kläglich versagt... Warum haben wir nicht den kleinsten Versuch gemacht, die Massentransporte der Juden und der Geisteskranken in die Konzentrationslager aufzuhalten... Zum letzten Opfergang waren wir nicht bereit“ (aus J. Schlingensiepens Buch, Verborgene Schuld).

Wilhelm Freiherr von Pechmann, der erste frei gewählte Präsident der Evangelisch-Lutherischen Landessynode in Bayern schrieb mehrmals an Bischof Meiser, sein Schweigen zu brechen und sich für die Juden einzusetzen und trat dann - weil das nicht geschah -

aus der evangelischen Kirche aus. Im Herbst 2017 kam heraus, dass der beliebte Pfarrer Alfred Schemmel aus Bamberg (inzwischen verstorben) SS-Sturmbannführer in Auschwitz war. Der Schock über die Beteiligung des späteren Pfarrers Schemmel an den fürchterlichen Verbrechen in Auschwitz hat bewirkt, dass die Evangelische Landeskirche in Bayern jetzt Dr. Björn Mensing, den Historiker und Pfarrer in der Gedenkstätte Dachau, für eine halbe Stelle freigestellt hat.

Es soll endlich die Geschichte derjenigen evangelischen Pfarrer aus Bayern aufarbeiten, die zum Teil schwer belastete Mitglieder der NSDAP waren und trotzdem nach dem Krieg ganz schnell wieder in kirchliche Dienste treten konnten. Nachdem ich seit Oktober 2017 vergeblich auf einen Hinweis auf die SS-Vergangenheit von Pfarrer Schemmel in Auschwitz in unserem Korrespondenzblatt gewartet habe, möchte ich mit diesem Leserbrief noch einmal zur Diskussion über diese Zeit anregen.

*Werner Streckies, Pfarrer i.R.
91126 Schwabach
Konrad-Adenauer-Str.43 b
Telefon: 09122 877427*

■ Wieviel Tora-Gehorsam ist nötig?

Der sogenannte antiochenische Zwischenfall

1. Die Vorgeschichte

Das sog. Jerusalemer „Apostelkonzil“, das treffender als „Missionskonvent“ zu bezeichnen ist, endete mit folgender Vereinbarung: Heiden, die sich zum Glauben an den Messias Jesus bekehren, müssen nicht beschnitten und nicht Mitglieder des gesetzestreuen Israel werden. Dieser Beschluss, der von den Repräsentanten der toratreuen Jerusalemer Messiasgläubigen und der für die bedingungslose Aufnahme von Nichtjuden offenen Gemeinde Antiochiens gefasst wurde, widersprach der Haltung eines großen Teils der Jerusalemer Christen. Trotzdem unterstützten viele von ihnen dieses Ergebnis, weil sie einsehen, dass die erfolgreiche antiochenische Heidenmission unter der Leitung des Barnabas und des Paulus keinesfalls zu stoppen war und dass sie bei einer Weigerung, diese Mission anzuerkennen, das Band zu den syrischen Glaubensgeschwistern zerschneiden würden.

Bei dem vermutlich im Jahr 48 n. Chr. geführten Grundsatzstreit um die Verbindlichkeit der Beschneidung für alle Messiasgläubigen wurde offenbar ein Problem nicht behandelt, das als Folge des Beschlusses zwangsläufig entstehen musste: Auf welcher Grundlage sollten jüdische und nichtjüdische Messiasgläubige künftig miteinander verkehren?¹ Hatten sich heidnische Gläubige an den rituellen Vorschriften zu orientieren, die die toratreuen Gläubigen etwa bei der Wahl ihrer Speisen einzuhalten verpflichtet waren, oder sollten sich die jüdischen Gläubigen den heidnischen Gepflogenheiten anpassen, was einer Verleugnung ihrer religi-

¹ Dazu ausführlich z. B. A. Wechsler, *Geschichtsbild und Apostelstreit*, 296–364.

ösen Identität gleichkam? Wie der Streit um die Beschneidung brach auch dieser Konflikt im syrischen Antiochien aus, und wieder waren es Abgesandte der messiasgläubigen Jerusalemer, die das Problem dort im Sinne der jüdischen Tradition lösen wollten.

Den einzigen Bericht über diesen sogenannten „antiochenischen Zwischenfall“ – eine verharmlosende Bezeichnung für einen folgenreichen Streit – liefert Paulus im Galaterbrief (2,11–14). Auch Lukas scheint diesen „Zwischenfall“ zu kennen (vgl. Apg 15,36–40), unterdrückt aber dessen wahren Anlass und Verlauf, weil er seinem eireinischen Konzept einer von allen Missionaren einvernehmlich im göttlichen Geist betriebenen universalen Christusverkündigung zuwiderläuft.

2. Der Bericht des Paulus in Gal 2,11–14²

Unmittelbar nach der Schilderung des Missionskonvents (Gal 2,1–10) teilt Paulus seinen galatischen Adressaten in 2,11–14 Folgendes mit:

11. Als aber Kephas nach Antiochien kam, trat ich ihm von Angesicht zu Angesicht entgegen, denn er war gerichtet. 12. Denn bevor einige von Jakobus kamen, aß er mit den Heiden zusammen. Als sie aber kamen, zog er sich zurück und sonderte sich ab, weil er die aus der Beschneidung fürchtete. 13. Und mit ihm zusammen heuchelten auch die übrigen Juden, sodass sich sogar Barnabas durch ihre Schauspielerei mit fortreißen ließ. 14. Als ich aber erkannte, dass sie nicht recht auftre-

² Zum Text und zur Rekonstruktion des geschichtlichen Hintergrundes von Gal 2,11–14 s. ausführlich J. Wehnert, *Die Reinheit des „christlichen Gottesvolkes“ aus Juden und Heiden*, 120–127 und 264–273.

ten entsprechend der Wahrheit des Evangeliums, sprach ich zu Kephas in Gegenwart aller: „Wenn du als Jude heidnisch und nicht jüdisch lebst, wie willst du dann die Heiden zwingen, jüdisch zu leben?“

Der kurze Text ist klar gegliedert. V. 11a+b fasst vorab die wesentlichen Punkte zusammen: den Aufenthalt des Petrus (Kephas) in Antiochien (vgl. V. 12) und die öffentliche Anklage des Paulus, Petrus habe sich durch sein widersprüchliches Verhalten selbst gerichtet (vgl. V. 14). In V. 12–14 führt Paulus die Umstände des Konflikts näher aus. Die anschließenden Verse 15–21 leiten zu den theologischen Ausführungen des Galaterbriefs über. Obwohl sich Paulus darin scheinbar noch im Gespräch mit Petrus befindet (s. das „Wir“ in V. 15–17), enthält der Abschnitt die dogmatischen Thesen, die Paulus seinen Adressaten in den Kapiteln Gal 3–4 detailliert begründet. Der Abschnitt 2,15–21 ist daher nicht mehr Teil des Berichts über den Streit mit Petrus in Antiochien.

Trotz seiner subjektiv-emotionalen Darstellung ist davon auszugehen, dass die von Paulus mitgeteilten Fakten über den antiochenischen Konflikt ebenso wie zuvor über den Jerusalemer Missionskonvent (2,1–10) den geschichtlichen Tatsachen entsprechen³ – andernfalls hätte er es den in seinen Gemeinden aufgetretenen jüdisch-christlichen Gegenmissionaren (Gal 1,6–9 u.ö.), die in Beziehung zu den Jerusalemer Messiasgläubigen gestanden haben dürften, sehr leicht gemacht, ihn der Lüge zu bezichtigen.

Aus den Angaben des Paulus in Gal 2,11–14 und ihrem Kontext lässt sich folgender Verlauf der Ereignisse erschließen: Nach den erfolgreichen Verhandlungen in Jerusalem war die antiochenische Delegation unter der Leitung des ³ Vgl. C. Böttrich, *Der Apostelkonvent und der Antiochenische Konflikt*, 104.

Paulus und des Barnabas (2,1) in die syrische Hauptstadt zurückkehrt. Später – wohl Ende 49 oder Anfang 50 n. Chr.⁴ (einen genauen Zeitpunkt nennt Paulus hier nicht) – stellt sich auch Petrus in Antiochien ein. Er schließt sich für längere Zeit⁵ der Gemeinde an und pflegt unter Missachtung der jüdischen Reinheitsvorschriften Tischgemeinschaft⁶ mit den Gläubigen aus den Heiden. Dieses Miteinander, das nach Überzeugung des Paulus der in Antiochien gelebten „Wahrheit des Evangeliums“⁷ entspricht, endet schlagartig, als „Leute des Jakobus“ in Antiochien eintreffen. Dass es sich bei ihnen nicht um Bekannte des Herrenbruders, sondern um Abgesandte der von Jakobus repräsentierten Jerusalemer Gemeinde handelt, zeigt der Erfolg ihrer Mission. Was sie der Gemeinde ausrichteten, teilt Paulus nicht im Wortlaut mit, sondern mittelbar über die Reaktionen, die die Adressaten im Gehorsam gegenüber Jakobus vollziehen: a) Petrus, Barnabas und andere jüdische Messiasgläubige ziehen sich von den Gläubigen aus den Heiden aus neu erweckter Scheu zurück⁸ und geben die Mahlgemeinschaft mit ihnen auf. b) Petrus (und an-

4 So die Berechnung von D.-A. Koch, *Geschichte des Urchristentums*, 243.
5 Das lassen die Imperfektformen der auf Petrus bezogenen Verben in 2,12 erkennen.

6 Der exegetische Streit, ob hierbei nur an kultische Mahlzeiten (also speziell das Herrenmahl) zu denken sei oder auch an profane Sättigungsmähler, ist rein akademisch. Beides lässt sich, wie aus 1.Kor 11,17–34 deutlich hervorgeht, im frühen Christentum nicht trennen.

7 Nach J. Becker, *Der Brief an die Galater*, 41, bringt dieses antiochenische Schlagwort zum Ausdruck, „daß Gott die Völker erwählt hat, ohne ihnen das Gesetz aufzuerlegen“.

8 Das von Paulus in V. 12 verwendete Verb „sich absondern“ ist „ein jüdischer Fachausdruck für die kultische Absonderung von den ‚Unreinen‘“ (H. D. Betz, *Der Galaterbrief*, 204).

dere jüdische Christen) nötigen ihre heidnischen Geschwister, nach jüdischer Sitte zu leben. Aufgrund des Kontextes (s. V. 12: Petrus aß gemeinsam mit den Heiden) dürfte damit vor allem eine Unterweisung in den jüdischen Ritualvorschriften gemeint sein, speziell in den besonders wichtigen Geboten über reine und unreine Speisen.⁹

Als Grund für beide Reaktionen nennt Paulus die Furcht der jüdischen Messiasgläubigen in Antiochien „vor denen aus der Beschneidung“, also vor der von ihnen respektierten Jerusalemer Gemeinde (vgl. Gal 2,7–9). Weil er die Rückwendung des Petrus und der übrigen jüdischen Christen zu den Ritualvorschriften der Tora nicht als Akt innerer Überzeugung erlebt – paulinisch formuliert: als Akt geistlicher Freiheit –, sondern als Unterwerfung unter eine irdische Autorität, bezeichnet Paulus dieses Verhalten als „Schauspielerei“. Dass sogar Barnabas, sein engster Mitarbeiter, dem Beispiel des Petrus folgt und Paulus nunmehr allein dasteht, bringt das Fass zum Überlaufen. Durch eine spektakuläre öffentliche Auseinandersetzung mit Petrus, den er als Wendehals anklagt, versucht sich Paulus dem von Jakobus eingeforderten Tora-Respekt zu widersetzen – vermutlich unter Hinweis auf die in Jerusalem geschlossene Vereinbarung, wonach die Völkermission von Auflagen frei sein sollte (Gal 2,6). An dieser Stelle bricht der Bericht ab.

3. Die Vorgeschichte des Konflikts

Die Hintergründe der aus Gal 2,11–14 rekonstruierbaren Vorgänge lassen sich nur vermutungsweise bestimmen. Den Anlass für die Demarche des Jakobus gab wohl, dass sich Petrus für seine messianische Predigt neue Adressaten gesucht hatte. Noch auf dem Missionskon-
9 Dazu ausführlich C. Heil, *Die Ablehnung der Speisegebote durch Paulus.*

vent war Petrus als Repräsentant der Jerusalemer Evangeliumsverkündigung unter den Juden aufgetreten (Gal 2,7–8). Bald danach hat er, vielleicht unter dem Eindruck der erfolgreichen Arbeit der antiochenischen Missionare, auch den Heiden gepredigt. Seine Neuorientierung belegen die in Apg 9–11 verarbeiteten Petrus-traditionen: In Apg 9,32–43 schildert Lukas das Wirken des Petrus in den judäischen Städten Lydda und Joppe, Apg 10 zeigt ihn als Heidenmissionar, der sich unter dem Eindruck einer Vision über die Aufhebung der jüdischen Speisetabus (10,10–16; 11,5–10) nach Cäsarea, dem Sitz des römischen Präfekten, begibt, um dort den Hauptmann Kornelius samt dessen „Haus“ zu unterweisen und zu taufen. Jüdische Christen denunzieren Petrus daraufhin bei der Jerusalemer Gemeinde (Apg 10,45; 11,1). Vor der muss er sich rechtfertigen, weil er mit Nichtjuden gegessen habe (11,3).

Offenbar ordnet Lukas die von ihm in Apg 10–11 benutzten Traditionen chronologisch falsch ein, um Petrus in seiner Darstellung des Missionskonvents als den Begründer der Heidenmission zu präsentieren (15,7), der er ausweislich von Gal 2,7–9 nicht war. Historisch plausibel sind diese Petrusüberlieferungen nur, wenn sie in die Zeit nach dem Missionskonvent gehören. Dann belegen sie zum einen die damals erfolgte Hinwendung des Petrus zu den Heiden, zum anderen die Verärgerung, die er dadurch in der Jerusalemer Gemeinde auslöste. Beide Aspekte berühren sich eng mit der Schilderung des Paulus in Gal 2,11–14. Danach ist Petrus wie ein Heidenmissionar paulinischer Prägung in Antiochien aufgetreten und hat Mahlgemeinschaft mit den Christen aus den Heiden gehalten.¹⁰ Dortige

10 Auffällig ist, dass die historisch zuverlässige Nachricht, Petrus habe mit Heiden „zusammen gegessen“, in Apg 11,3 und Gal 2,12 in sehr

toratreue jüdische Christen, die Petrus als den maßgeblichen Apostel unter der „Beschnittenheit“ kennen (Gal 2,7–9), musste dieses distanzlose Verhalten empören – vorstellbar ist, dass sie die Jerusalemer Autoritäten über diese Vorgänge informierten (vgl. Apg 10,45; 11,1).

Sollten diese Annahmen zutreffen, erklärt sich die Entsendung der Boten des Jakobus nach Antiochien fast von selbst: Die Nachrichten über Petrus – einen herausragenden Jerusalemer Messiasgläubigen – schockierten die jüdischen Gläubigen. Ihre Lage in der jüdischen Hauptstadt wurde angesichts zunehmender Propaganda jüdischer Eiferer gegen alles Heidnische (vgl. Josephus, *Antiquitates* 20,160 ff.) immer prekärer, der mögliche Vorwurf, zu ihnen gehörten auch Apostaten (vgl. Apg 21,21), war nichts weniger als existenzgefährdend. In ihrer Not beschloss die Jerusalemer Gemeinde, Boten mit einem vom Herrenbruder Jakobus autorisierten Schreiben nach Syrien zu entsenden, um das bisher unregelmäßige Miteinander von jüdischen und ehemals heidnischen Christen in einer für das Überleben der Jerusalemer Gemeinde notwendigen Weise zu regeln.¹¹

Der Inhalt dieses Briefes lässt sich an den von Paulus mitgeteilten Reaktionen der antiochenischen Empfänger ablesen. Vermutlich wandten sich die Jerusalemer getrennt ähnlicher Form begegnet. Als Vorbild für eine solche Praxis konnte Petrus nicht nur auf die antiochenischen Missionare verweisen, sondern auch auf seinen Lehrer Jesus, der sich dem Vorwurf ausgesetzt sah, mit „Sündern“ zu essen (Mk 2,16 mit den Parallelen; Lk 15,2).

¹¹ Das von Lukas stilisierte Schreiben der Jerusalemer Christen an die Glaubensgeschwister aus den Heiden in Antiochien, Syrien und Kilikien (Apg 15,23–29) setzt wohl seine Kenntnis eines realen historischen Briefes voraus.

an die jüdischen Christen (speziell womöglich an Petrus) und an die Gläubigen aus den Heiden. Erstere wurden aufgefordert, die rituellen Vorschriften der Tora gewissenhaft zu beachten und sich, um nicht in Apostasieverdacht zu geraten, von rituell unreinen Christen aus den Heiden fernzuhalten. Letzteren wurde eingeschärft, mit den jüdischen Christen in einer Weise zu verkehren, die deren rituelle Reinheit nicht gefährdete. Vermutlich sollten sie sich zu diesem Zweck verpflichten, die als „Aposteldekret“ bekannten Vorschriften (s. den Beitrag dazu) einzuhalten, also jenes reinheitsgesetzliche Minimum, das die Tora (Lev 17–18) für Fremdlinge vorschreibt, die unter den Israeliten leben.

4. Die Konsequenzen des antiochenischen Konflikts

Offenbar genoss Jakobus in Antiochien so hohes Ansehen – nicht zuletzt wegen seiner konstruktiven Rolle bei den Verhandlungen auf dem Missionskonvent –, dass die Mehrheit der dortigen Christen aus Juden und Heiden, allen voran Petrus, den Jerusalemer Forderungen ohne größere Diskussion nachgab. Allein Paulus lehnte den von Jakobus verlangten partiellen Tora-Respekt der Völkerchristen ab. Offenbar legte er die auf dem Missionskonvent erzielte Billigung der von Auflagen freien Heidenmission so aus, dass den aus den Völkern hinzugekommenen Gläubigen auch im Umgang mit jüdischen Christen keine gesetzlichen Auflagen gemacht werden dürften, vielmehr die jüdischen Christen in heidenchristlich geprägten Gemeinden die heidnische Lebensweise ihrer Glaubensgeschwister zu tolerieren oder sogar zu teilen hätten, wie es wohl der späteren paulinischen Praxis entsprach (vgl. 1.Kor 9,21: „den Gesetzlosen bin ich wie ein Gesetzloser geworden ..., damit ich die Gesetzlosen gewinne“). Wegen

dieser nicht verhandelbaren theologischen Grundposition war es für Paulus unerheblich, ob der von Jakobus geforderte Tora-Gehorsam der Völkerchristen nur zur Aufrechterhaltung der (Tisch-)Gemeinschaft mit jüdischen Christen geübt werden sollte oder permanent als Ausdruck des Respekts vor der göttlichen Tora. Gesetzesgehorsam, in welcher Form auch immer, stellte für Paulus die allein rettende Treue zu Christus grundsätzlich in Frage und erschien ihm als unerträglicher heilsgeschichtlicher Rückschritt (Gal 2,16).

Mit derselben theologischen Kompromisslosigkeit, mit der er in Jerusalem die beschneidungsfreie Völkermission durchgesetzt hatte, scheiterte Paulus im antiochenischen Konflikt. Wäre es anders gewesen, hätte er nicht gezögert, es im Galaterbrief mitzuteilen. Diesmal blieb Paulus mit seiner Position allein und musste „eine bittere Niederlage“ einstecken, die als Trauma in ihm nachwirkte.¹² Er trennte sich von der antiochenischen Gemeinde und suchte sie – soweit erkennbar – später nie wieder auf.¹³ Ein sprechendes Indiz dafür ist, dass er das syrische Antiochien in seinen Briefen nur ein einziges Mal erwähnt (Gal 2,11) – der Name der Stadt wurde zum paulinischen Meidewort.¹⁴

Paulus wäre allerdings nicht Paulus gewesen, hätte er nach diesem Misserfolg resigniert. Weil das Band

¹² A. Dauer, *Paulus und die christliche Gemeinde im syrischen Antiochien*, 127.

¹³ Der in Apg 18,22 erwähnte Antiochien-Besuch ist eine Konstruktion des Lukas; er will Paulus hier einige Zeit von Ephesus fernhalten, weil die dortige Christengemeinde nicht von ihm, sondern von anderen Missionaren (Apollon, Priskilla und Aquila) gegründet wurde.

¹⁴ Auch die Apg erwähnt Antiochien nach 15,35 nur noch in der redaktionellen Notiz 18,22 (s. Anm. 14).

zu Barnabas zerschnitten war¹⁵, wählte er zunächst den jüdischen Christen Silas¹⁶ als Mitarbeiter (Apg 15,40) und setzte eine eigene, von ritualgesetzlichen Rücksichten freie Mission unter den Weltvölkern in Gang. Mit einem für antike Verhältnisse beachtlichen Tempo bewältigte er große Entfernungen, erreichte die Ägäis, setzte nach Europa über, bereiste Griechenland und Illyrien (Röm 15,19) und gründete an zentralen Orten christliche Gemeinden, die schnell in ihr Umland ausstrahlten. So wurde seine Niederlage in Antiochien zum Motor für die bedeutendste missionarische Leistung im ersten Jahrhundert.

Die Niederlage des Paulus im antiochenischen Streit führte ferner dazu, dass die Frage nach einem angemessenen Tora-Respekt ein Dauerthema in dem sich schnell ausbreitenden antiken Christentum blieb. Die Beachtung der vier Klauseln des „Aposteldekrets“ wurde vielerorts zum christlichen Identitätsmerkmal. Jüdische Christen, die auf dem Missionskonvent mit der Forderung nach Beschneidung der Völkerchristen gescheitert waren, fühlten sich ermutigt, eine jüdisch-christliche Mission zu initiieren, die den Spuren des Paulus folgte, um dessen Evangeliumspredigt in Tora-konformer Weise nachzubessern. In seinen Briefen an die Galater, Philipper und Korinther sah sich Paulus wegen der Gefährdung seiner Arbeit zu scharfer Polemik gegen diese (namentlich unbekannt) judaisierenden

15 Lukas verharmlost den theologischen Konflikt zwischen beiden zu einem Zerwürfnis anlässlich der Wahl eines geeigneten Reisebegleiters (Apg 15,37–39).

16 Silas (aramäische Form von Saul) trug den lateinischen Beinamen Silvanus; entgegen den Angaben in Apg 15,27.32 war er schwerlich ein Jerusalemer Messiasgläubiger und keinesfalls einer der Überbringer des Jakobusbriefes.

Prediger benötigt.¹⁷ Obwohl diese antipaulinische Bewegung keinen nachhaltigen Erfolg hatte, musste sich Paulus damit abfinden, dass etliche Christen aus den Völkern Weisungen der Tora in ihrem Alltag beherzigten, ohne darin einen Widerspruch zu ihrem Christusglauben zu erkennen. Paulus hat solche Gläubige nicht verurteilt, sondern als „Schwache“ bezeichnet, die von den allein auf Christus bauenden „Starken“ mit liebevollem Verständnis behandelt werden sollen (1.Kor 8,4–13; Röm 14,1–15,6). Diese christologisch begründete Haltung nachsichtiger Stärke war die letzte Reaktion des Paulus auf den von jüdischen Christen verlangten Gesetzesgehorsam ihrer heidnischen Glaubensgeschwister – ein altersweiser Beitrag, um die Dämonisierung der Tora hinter sich zu lassen, die er einst betrieben hatte.

Literatur

Jürgen Becker: Der Brief an die Galater. In: Das Neue Testament Deutsch 8/1. Göttingen 1998, S. 7–103.

Hans Dieter Betz: Der Galaterbrief. Ein Kommentar zum Brief des Apostels Paulus an die Gemeinden in Galatien. München 1988.

Christfried Böttrich: Der Apostelkonvent und der Antiochenische Konflikt. In: F. W. Horn (Hg.): Paulus Handbuch. Tübingen 2013, S. 103–109.

Anton Dauer: Paulus und die christliche Gemeinde im syrischen Antiochia 17 S. dazu G. Theißen, Die Gegenmission zu Paulus.

chien. Kritische Bestandsaufnahme der modernen Forschung mit einigen weiterführenden Überlegungen (BBB 106). Weinheim 1996.

Christoph Heil: Die Ablehnung der Speisegebote durch Paulus. Zur Frage nach der Stellung des Apostels zum Gesetz (BBB 96). Weinheim 1994.

Dietrich-Alex Koch: Geschichte des Urchristentums. Ein Lehrbuch. Göttingen 2014, bes. S. 238–247.

Udo Schnelle: Die ersten 100 Jahre des Christentums 30–130 n. Chr. Die Entstehungsgeschichte einer Weltreligion (UTB 4411). Göttingen 2016, bes. S. 232–234.

Gerd Theißen: Die Gegenmission zu Paulus in Galatien, Philippi und Korinth: Versuch einer Einheitsdeutung. In: W. Kraus (Hg.): Beiträge zur urchristlichen Theologiegeschichte (BZNW 163). Berlin, New York 2009, S. 277–306.

Andreas Wechsler: Geschichtsbild und Apostelstreit. Eine forschungsgeschichtliche und exegetische Studie über den antiochenischen Zwischenfall (Gal 2,11–14) (BZNW 62). Berlin, New York 1991.

Jürgen Wehnert: Die Reinheit des „christlichen Gottesvolkes“ aus Juden und Heiden. Studien zum historischen und theologischen Hintergrund des sogenannten Aposteldekrets (FRLANT 173).

*Prof. Dr. Jürgen Wehnert,
Dozent für Biblische Theologie,
Universität Braunschweig*

■ Hellenistisches Judentum

Das Wort „hellenismos“ im Sinne von „griechischer Lebensweise“ ist zum ersten Mal in 2 Makk 4,13 belegt – vielleicht hat Jason von Kyrene, dessen Geschichtswerk dem Zweiten Makkabäerbuch zugrundeliegt, es selbst geprägt. Zusammen mit „allophyllismos“ – „Aneignung fremder Sitten“ –

bildet es den Gegenpol zum „loutaismos“, dem Leben nach den eigenen, jüdischen Sitten und den väterlichen Gesetzen. Der Aufstand des Judas Makkabaios und seiner Brüder wird als Widerstand gegen die „Hellenisierung“ Judäas unter dem Seleukidenkönig Antiochos IV. dargestellt.

Merkwürdig nur, dass Judas nach der Einnahme Jerusalems das meiste von dem, was als „griechisch“ verurteilt wird, gar nicht ändert: Jerusalem bleibt weiterhin eine Polis mit Gymnasion (Kampfbahn, in der nackt gekämpft wurde) und Ephebie (Ausbildungsstätte für Jünglinge in versch. Disziplinen, u. a. Bogenschießen, Speerwurf). Nur die Änderungen, die Antiochos IV. zwangsweise am Tempelkult vorgenommen hatte, die Weihung des Tempels für Zeus Olympios und vermutlich die Aufstellung eines Kultbildes des Königs, werden rückgängig gemacht. Und noch merkwürdiger, dass Jasons Geschichtswerk und auch seine Kurzfassung, das Zweite Makkabäerbuch, auf Griechisch geschrieben sind. Sie stellen Musterbeispiele hellenistischer Historiographie dar und sind ganz und gar griechischen Ideen und Werten verpflichtet.

Schon mit dem Erstbeleg des Wortes „hellenismos“ scheint also irgendetwas „nicht in Ordnung“ zu sein – und dementsprechend ist beinahe alles, was man zum Thema „Hellenismus und Judentum“ oder gar „Hellenistisches Judentum“ sagt, umstritten. Im Folgenden kann es deshalb nur darum gehen, die Entwicklung der Forschung grob und hoffentlich halbwegs plausibel und vertretbar nachzuzeichnen.

Hellenismus

Doch zunächst ist zu klären, was überhaupt „Hellenismus“ sein soll. Der von „hellenismos“ abgeleitete Begriff „Hellenismus“ geht auf den deutschen Historiker Johann Gustav Droysen (1808-1884) zurück. Als Epoche in der Geschichte der Antike bezeichnet er üblicherweise die Zeit von den Eroberungszügen Alexanders des Großen (334 v. Chr.) bis zum Ende des Ptolemäerreiches (30 v. Chr.). Sie ist davon geprägt, dass die Generäle Alexanders nach dessen Tod und den sog. Diadochenkriegen (323-301 v. Chr.) drei konkurrierende

Königreiche begründeten: das Ptolemäerreich mit Kernland Ägypten, das Seleukidenreich mit Kernland Syrien und das Antigonidenreich mit Kernland Makedonien.

Judäa war zunächst unter ptolemäischer Herrschaft (301-200 v. Chr.), dann unter seleukidischer (200-64 v. Chr.). Allerdings gelang es den Makkabäern ab ca. 140 v. Chr., ein de facto unabhängiges jüdisches Fürstentum bzw. Königreich zu etablieren. Eine große Zahl von Juden lebte außerhalb Judäas in der Diaspora, vor allem in Ägypten (Alexandria) und in Kleinasien.

Klar ist, dass die politischen Entwicklungen zu einem verstärkten Kulturkontakt zwischen Griechen und den Völkern östlich und südöstlich des Mittelmeers führten – unter ihnen auch die Judäer. Solche Kontakte gab es natürlich schon zuvor. Doch nach den Alexanderzügen bekamen sie eine neue Quantität und Qualität. Griechische Soldaten, Händler, Techniker und Verwalter siedelten dauerhaft im Osten. Griechische Sprache, Architektur, Technik, Lebensweise, Philosophie und Religion breiteten sich aus. Droysen meinte, dass es dabei um die gezielte Herstellung einer griechisch-orientalischen Mischkultur ging. Darin sah er eine Art heilsgeschichtlicher Vorbereitung des Christentums (*praeparatio evangelica*): die Entstehung der Kultur, aus der sich später das Christentum entwickeln und in der es sich ausbreiten sollte.

„Hellenistisches Judentum“ versus „Palästinisches Judentum“

Diese Grundidee wurde in der Religionsgeschichtlichen Schule Anfang des 20. Jahrhunderts und dann mit großem Einfluss auf die weitere Forschung von Rudolf Bultmann aufgenommen. Man ging von einer großen Differenz zwischen dem palästinischen Judentum (dem Vorläufer des späteren

rabbinischen Judentums) und dem hellenistischen Judentum der Diaspora im östlichen Mittelmeerraum aus. Während das palästinische „Spätjudentum“ als „gesetzlich“ charakterisiert wurde, galt das hellenistische Judentum als Wiege des Christentums. Dieses habe – neben starken Einflüssen aus der Gnosis und den Mysterienreligionen – die Konzentration des hellenistischen Judentums auf einen ethischen Monotheismus aufgenommen, seine rituellen Elemente wie Beschneidung, Sabbat und Speisegebote hingegen ausgeschieden. So sei der Weg für die erfolgreiche Mission unter den „Heiden“ frei geworden.

Man findet vor allem in populären, manchmal auch in religionspädagogischen Werken noch immer Spuren dieses Modells. Die Forschung hat es inzwischen weit hinter sich gelassen. Einerseits haben neue Textfunde und neue Herangehensweisen an bekannte Texte dazu geführt, dass viele Annahmen hinterfragt wurden: Dass z.B. die Attraktivität des Judentums für Nichtjuden der Antike in dessen ethischem Monotheismus bestanden habe, während die Riten sozusagen „Hürden“ gewesen seien, die das frühe Christentum aus dem Weg räumte, lässt sich so an den Texten nicht zeigen. Gerade jüdische Riten wie der Sabbat und das koschere Essen zogen Nichtjuden an.

Andererseits steht dieses Forschungsmodell insbesondere in der Kritik, ja ist beinahe eine Art „Buhmann“ geworden, weil es inhärent antijüdisch sei. Das gibt die Selbsteinschätzung und auch die politische Ausrichtung einiger seiner Vertreter sicher nicht ganz fair wieder, lässt sich aber in vielerlei Hinsicht kaum bestreiten. Das Christentum wird hier auf Kosten eines als nationalistisch und gesetzlich verzeichneten palästinischen Judentums profiliert;

das hellenistische Judentum tut seinen Dienst als Steigbügelhalter des siegreichen Christentums – und darf dann aus der Geschichte verschwinden. Das rabbinische Judentum streift – angeblich – alles Griechische ab und wird wieder zu einer orientalischen Religion.

„Judentum und Hellenismus“

In den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts kam es zu einer deutlichen Neuausrichtung. Eine wichtige Rolle spielte dabei der Tübinger Neutestamentler Martin Hengel. Seine Habilitationsschrift „Judentum und Hellenismus“ (1967) hinterfragte grundsätzlich die Unterscheidung zwischen hellenistischem und palästinischem Judentum. Die monumentale Materialsammlung zeigt, dass auch Judäa seit der Alexanderzeit griechischen Einflüssen ausgesetzt war. Dies so sehr und so tiefgreifend, dass es zum Konflikt über das Ausmaß der Hellenisierung kam: Im Anschluss an Elias Bickermans „Der Gott der Makkabäer“ (1937) postulierte Hengel, dass die Maßnahmen unter Antiochos IV. nicht primär vom König ausgingen, sondern von einer Gruppe radikaler hellenistischer Reformen um den jüdischen Hohepriester Menelaos in Jerusalem.

Auf der Grundlage, dass das ganze antike Judentum durch die Hellenisierung geprägt war, zeichnete Hengel nun auch ein neues Bild von der Entstehung des Christentums: Dessen Grundideen sind seiner Ansicht nach keineswegs von nicht-jüdischen religiösen Strömungen beeinflusst und nicht sozusagen am „Rande des Judentums“ in der hellenistischen Diaspora entstanden, sondern sie wurzeln ganz und gar im zugleich palästinischen und hellenistischen Judentum.

Hinter diese grundlegende Neubewertung des Verhältnisses von Judentum und Hellenismus – und

damit einhergehend auch des Verhältnisses von Judentum und Christentum – gibt es kein Zurück. Wohl aber hat die seitherige Forschung manche Aspekte dieses Bildes hinterfragt: Insbesondere gilt das für Bickermans (und Hengels) Idee, es habe eine radikal hellenistische Gruppe von Reformjuden in Judäa gegeben, gegen die sich die ebenfalls von hellenistischer Kultur beeinflussten, aber eben doch toratreuen Makkabäer erhoben hätten. Diese Erklärung der Vorgänge unter Antiochos IV. findet heute kaum mehr Zustimmung.

Problematisch ist ebenfalls, dass sich auch aus diesem Bild merkwürdige Wertungen hinsichtlich der Entstehung des Christentums aus dem antiken Judentum ergeben können. In Antithese zu den Ansichten der Religionsgeschichtlichen Schule werden direkte (pagan-)griechische Einflüsse auf das entstehende Christentum gelehrt und es wird eine vielleicht doch allzu gerade Traditionslinie von der Hebräischen Bibel über das hellenistische (aber nicht „zu sehr“ hellenisierte) Judentum zum Neuen Testament gezogen.

„Hellenisierung“ als vielschichtiger Akkulturationsprozess

Hellenisierung wird in der heutigen Geschichtswissenschaft als ein vielschichtiger Akkulturationsprozess beschrieben. Dieser war je nach Region, sozialer Schicht und Teilbereich der Kultur unterschiedlich und ging nicht nur in eine Richtung. Es handelt sich also um ein In-, Mit- und Nebeneinander verschiedener Kulturen.

Die (immer unter Legitimationsdruck stehenden) Dynastien in den hellenistischen Königreichen verwalteten die eroberten Länder mithilfe einer kleinen griechischstämmigen Oberschicht. Auf den unteren Ebenen blieben die traditionellen

Organisations- und Verwaltungsstrukturen weitgehend erhalten. Die einheimischen Eliten nutzten allerdings die griechische Sprache und griechische Kultur, um sich gegenüber den neuen Oberherren wie auch gegenüber dem Volk darzustellen. Solche „Identitätspolitik“ – die Nutzung der in der ganzen Oikumene bekannten kulturellen Codes zur Darstellung, wer man war bzw. sein wollte – fand in unterschiedlichen Konstellationen Nachahmung und veränderte so die Kulturen südlich und östlich des Mittelmeers.

Das gilt auch für das antike Judentum. Die Übersetzung der Tora ins Griechische (Septuaginta) war der Beginn einer umfangreichen Produktion griechischsprachiger (bzw. ins Griechische übersetzter) jüdischer Literatur. Schriften wie der Aristeasbrief und Autoren wie Aristobulos, Artapanos und Philon nutzen griechische Gattungen, setzen sich mit griechischer Philosophie und Kultur auseinander und finden so neue Ausdrucksformen und Interpretationen der jüdischen Tradition. Selbst eher konservative, der griechischen Lebensweise gegenüber skeptische oder ablehnende Texte wie Jesus Sirach oder einige der Qumranschriften nehmen Impulse aus der hellenistischen Kultur auf – wie ja auch das Zweite Makkabäerbuch den „Iudaismus“ der Hasmonäerdynastie in den Formen der griechischen Geschichtsschreibung promotet.

Der Kulturaustausch zwischen jüdischer Tradition und Hellenismus verlief nicht konfliktfrei. Er führte zu einer religiösen Binnendifferenzierung innerhalb des Ethnos der Judäer mit teilweise harschen Grenzziehungen (Sadduzäer, Pharisäer, Essener). Insgesamt war er jedoch sicher eine Bereicherung, ja man kann sogar sagen: Er war überhaupt erst die Entstehung des antiken Judentums. Aus diesem entwickelten sich wiederum das frühe

Christentum und das rabbinische Judentum – und beide tragen das hellenistische Erbe weiter.

Literatur

Johannes C. Bernhardt, Die Jüdische Revolution. Untersuchungen zu Ursachen, Verlauf und Folgen der hasmonäischen Erhebung (Klio Beihefte 22), Berlin/Boston 2017.

Glenn R. Bugh (Hg.), The Cambridge companion to the Hellenistic World, Cambridge 2009.

Johann Gustav Droysen, Geschichte des Hellenismus. 1. Geschichte der Nachfolger Alexanders, Hamburg 1836.

Hans-Joachim Gehrke, Geschichte des Hellenismus, München 42008.

Erich S. Gruen, Heritage and Hellenism, Berkeley 1998.

Martin Hengel, Judentum und Hellenismus, Tübingen 31988.

PD Dr. Stefan Krauter, Universität Tübingen

Aussprache Tiefgründig geht so nicht (zu J. Wiederanders: „... zur Vergebung der Sünden?“, Korrespondenzblatt 3/19, S. 54 ff.)

Der Verfasser vermutet, seine Ausführungen könnten die Schätzung des Abendmahls erweitern und vertiefen – die des Lesers und der Gemeindeglieder. Dazu ist der Aufsatz sicher nicht hilfreich. Die meditative Neudichtung des Abendmahlsliedes „Komm, sag es allen weiter...“ ist es auch nicht. Da ist die Urfassung weit hilfreicher und hat noch dazu etwas mehr poetische Kraft.

„Nehmt seinen Leib und eßt ihn ... so trink sein Blut...“ Wieso können diese Sätze den Glauben vertiefen? Sie zementieren nur Missverständnisse. Ein Schätzen und Vertiefen kann so nicht gelin-

Liebe Leserin, lieber Leser!

ich sitze beim Bäcker mit einem Kaffee und einer Breze. In der Ecke sitzt eine ältere Dame mit Kopftuch, vermutlich Muslimin (nach der Art wie sie das Kopftuch trägt, zu schließen), isst und trinkt. Es ist halb elf vormittags und Ramadan.

Aha, denke ich, das gibt es also auch. Nicht alle Muslime sind so strenggläubig, dass sie im Ramadan tatsächlich tagsüber komplett fasten. Natürlich weiß ich nicht, ob die Dame aus Gesundheitsgründen tagsüber etwas essen und trinken muss, dann wäre sie ja religiös vom Fastengebot befreit.

War das jetzt was Neues? denke ich weiter. Hast du nicht jahrelang unter Muslimen gelebt? Hast du nicht schon strenggläubige und nicht so strenggläubige Muslime kennengelernt? Durchaus auch Frauen, zum Beispiel unsere Nachbarin in Tansania, die unter der Woche ohne Kopfbedeckung unterwegs war, außer am Freitag.

Vielleicht bin ich durch die Medien ein bisschen verhetzt – ich muss es wohl so sagen. Pauschale Vorstellungen, wie ein Muslim, eine Muslimin ist, haben sich bei mir eingenistet. Aber ich möchte offen bleiben, mich nicht von Vorurteilen regieren lassen.

Und was weiß ich schon vom Leben dieser Kundin, die da grade so wie ich beim Bäcker sitzt? Nichts. Ob sie vielleicht das Kopftuch trägt, weil sie es halt so gewöhnt ist? Oder weil ihre Familie das erwartet und sie keinen Ärger mit ihrem Mann oder ihrem Sohn bekommen will? Weil sie einfach in ihrer Welt keinen Anstoß erregen will? Am Schaufenster sitzt sie nicht, sie sitzt hinten in der Ecke, im Halbdunkel.

Frei sein und doch keinen Anstoß erregen – das wollen nicht nur Musliminnen und Muslime. Ab und zu aus dem Gefängnis der Konventionen ausbrechen, wenn möglich, oder auch nicht, wenn es zu viel Irritationen erzeugt, das wollen Christen auch. Wir sind uns immer wieder ähnlich, wir Christen und Muslime.

Ihr
CW

gen. Da gibt es längst schon andere Lieder, Texte und Anleitungen für Abendmahlfeiern.

Ich schließe mich der Meinung von W. Grillenberger an: „ Alle Punkte, die der Verfasser diskutiert erledigen sich bei kritischer Exegese von selbst.“

*Pfr. i. R. Günther Lohrey,
Munderfing (Oberösterreich)*

Verständlich geht so nicht

Einige von uns erhielten dieser Tage aus dem Landeskirchenamt einen von einer KRdin verfassten Brief. Da ich die Abkürzung nicht verstand, versuchte ich – leider vergeblich – die Verfasserin anzurufen. Einer freundlichen Dame in der Telefonvermittlung des Landeskirchenamts gelang es, nach einigen Fehlversuchen, mir eine Erklärung zu liefern.

Das erinnerte mich an eine Begebenheit in der Zeit, als ich noch im Dienst war. Ausgerechnet aus dem „Öffentlichkeitsreferat“ des Landeskirchenamts bekam ich ein Schreiben, das von einer KRin geschrieben war. Ich rief sie an und bat sie, doch ihren Titel auszusprechen, weil niemand außerhalb der Kirche diese Abkürzung verstünde, erntete aber wenig Begeisterung. Später wurde die KRin sogar OKRin. Und was, bitte, ist eine Pfrin.? Auch Pfr. löst sich nicht ohne weiteres auf.

Wenn wir uns als Kirche nur mit uns selbst unterhalten wollen, können wir so weitermachen. Wenn wir aber von allen Menschen verstanden werden wollen, geht das so nicht.

Hans-Gernot Kleefeld, Pfr. i. R.

Wertschätzung geht so nicht

Der Artikel über die mögliche Kürzung von Versorgung und Gehalt¹ hat mich gefreut und geärgert; gleichermaßen. Dank an Corinna Hektor und Daniel Tenberg für ihre Gedanken zum Thema, mit denen ich völlig übereinstimme. Ich will noch ein paar persönliche Gedanken hinzufügen.

Ich bin innerlich aufgewühlt und fühle mich in meinem Engagement in meinem Beruf als Pfarrer nicht nur nicht wertgeschätzt, sondern misshandelt. Es ist mir auch nicht einerlei, dass am Ende eines Berufslebens, in dem ich meine Kirche verteidigt und vertreten habe, nun eher ein inneres Abwenden geschieht. Damit muss ich so umgehen, dass ich gut schlafen kann. Sollte die Kürzung tatsächlich kommen, werde ich für mich klären, im Ruhestand aus dieser Kirche austreten zu können und welche juristischen Schritte sinnvoll

¹ Korrespondenzblatt 3/19, S. 49 ff.

sind, den Verlust einzuklagen, der meiner Frau und mir durch die illegale Zehnjahreskürzung als Stellenteiler entstehen. Vielleicht können diejenigen, die sich mit der Kürzung des Ruhegehaltes beschäftigen, schon ausrechnen, wie viel meine Lösung die Landeskirche mehr kostet im Vergleich zu einer möglichen Einsparung durch dieses unsägliche Vorhaben.

In unserer Gemeinde gibt es eine Diakoniestation. Ich bin sehr froh, dass wir ein höheres Gehalt für die Mitarbeitenden anbieten können als es bei anderen Mitantbietern der Fall ist. Darauf bin ich auch stolz, weil dadurch auch Wertschätzung zum Ausdruck kommt. Und außerdem können wir bei der Suche nach neuen Mitarbeitenden in Pflege und Hauswirtschaft damit wuchern - und das tun wir erfolgreich.

In unserer Gegend gibt es eine Firma, die Institutionen, Firmen und Vereinen anbietet, gesundheitsfördernde Besuche in Bädern, Studios und Ähnlichem ca. 4x im Monat zu bezuschussen. Die Kirchengemeinde nimmt dieses Angebot für ihre hauptamtlichen Mitarbeitenden an. Die Kosten für die Verbilligungen werden dann direkt verrechnet. Auch das hat mit Wertschätzung zu tun: „Ich nehme als Arbeitgeber wahr, dass du hervorragende Arbeit leistest, und ich will das würdigen.“ Das ist eine positive Botschaft. Und ich könnte davon mehr aufzählen.

Ganz anders die Botschaft derer, die kürzen wollen: „Deine Arbeit und du sind mir wenig wert. Du wirst dich nicht wirklich wehren. Du hast doch immer noch genug.“ Die Botschaft an junge Menschen: „Geh doch in diesen Beruf! Hier wird dein Gehalt gekürzt, solange du lebst.“ Würde ich meine Arbeitsmotivation aus solchen kirchenleitenden Verlautbarungen ziehen, ich müsste kräftig reduzieren.

Eigentlich könnte mir das alles relativ gleichgültig sein. Meine Frau und ich werden vermutlich keinen Hunger leiden. Aber welche Art von Werbung für unseren Beruf wird mit solchen Überlegungen gemacht! Die jüngeren Kolleginnen und Kollegen werden zu tragen haben, wenn nicht genügend junge Menschen gerne diesen Beruf ergreifen wollen. Die Kirchenleitung steht in der Verantwortung, ziel- und ergebnisorientiert für das Theologiestudium zu werben und positive Signale auszusenden.

Ich befürchte, dass uns solche Kürzungsgedanken schnell näher an einen ganz grundsätzlichen Umbau der Institution Volkskirche bringen. Das wäre dann viel mehr als PuK und Landesstellenplanungen zustande bringen.

Abschließend will ich deutlich sagen, dass ich grundsätzlich sehr gerne hier in einer Frankwaldgemeinde tätig bin, mit den Menschen zu leben versuche und sie etwas von meinem Glauben an meinen Heiland erfahren zu lassen. Daran werden auch aus meiner Sicht fatale Beschlüsse der Kirchenleitung nichts ändern. Von beschwichtigenden Telefonaten bitte ich abzusehen. Nötig ist, für ein positives Bild des Pfarrberufes zu sorgen, damit die aktiven Kolleg*innen eines Tages nicht nur noch Vakanzvertretungen leisten müssen. Von meiner Kritik nehme ich ausdrücklich meine Dekanin und meine Regionalbischöfin aus.

Pfr. Gerald Munzert, Küps-Schmölz

Werner Thiede,
Die digitale Fortschrittsfalle,
 Bergkamen 2019²

Das Buch auf die Seite legen, ist, wie das Erwachen aus einem bösen Traum: So klänge die Apokalypse, wäre nicht Trost ihr Ziel. Ein Blick in eine hoffnungslose Zukunft, die andere befördern. Die biblische Apokalypse kann, im Unterschied zur Apokalypse einer säkularen Welt, Gottes Vollendung als Ziel verheißen. Es ist kein Zufall, dass Thiede sein Buch mit einem Blick auf die biblische Offenbarung beendet. Ohne Gott keine Hoffnung – den aber ersetzt die Digitalisierung. Die Säkularisierung der Welt hat ihren Motor, da ist sich Thiede sicher, auch in der Ersatzreligion „Digitalisierung.“

Man möchte sich beruhigen: Hat es nicht neben den Propheten der technischen Entwicklung immer Skeptiker und Untergangspropheten gegeben? Wie allerdings sich manche Vertreter dieser Technik die Zukunft vorstellen, welchen Platz sie dem Menschen (noch) einräumen, lässt einen schon frösteln – und genauer hinschauen.

Thiedes Buch ist Ideologiekritik und Anleitung dazu und steht darin in biblischer Tradition. Und es könnte ja auch sein, dass Kirche, die in der Vergangenheit oft zu sehr am Gewohnten und Vergangenen hing und es verklärte, heute auf der anderen Seite vom Pferd fällt.

Dem Titel nach geht es um 5 G-Mobilfunk, der Großteil des Buches behandelt aber die Folgen der Digitalisierung für die Gesellschaft allgemein. Wie sehr unsere Welt im Wandel ist, spiegeln Diskussionen unserer Tage. Die Frage nach Grenzen stellt sich, ist aber immer eine nach den Maßstäben: Was dient dem Schutz der Persönlichkeit, des Privaten, dem Schutz vor Beschimpfungen oder (falschen) Vorbildern?

Thiede findet den Schaden so groß, dass auch nur ein Abwägen gegen den Nutzen ihm wie ein Verkennen der Lage erscheint.

Es geht um das Menschenbild: Wie lange sind wir noch Herren über die künstliche Intelligenz? Brauchen wir autonomes Fahren und was bedeutet es für die Verantwortung von Menschen, könnten autonom handelnde Maschinen Krieg auslösen? Es reicht oft schon, nur die Fragen zu stellen, um in Verdacht zu kommen, rückständig zu sein.

Ein böser Traum? Nun, der Blick in die Zukunft ist nur Verlängerung gegenwärtiger Entwicklungen. Oft genug kam es anders, weil nachfolgende Generationen andere Ziele hatten oder man dem als bedrohlich Erkannten Grenzen setzte. Es gab auch immer extreme Visionen, die als unsinnig oder nicht wünschbar nicht weiterverfolgt wurden. Die Zukunft muss nicht so sein wie ihre Propheten.

Thiede also einer der üblichen Kritiker (vielleicht noch mit dem Zusatz „alt, weiß, männlich“)? So einfach sollte man es sich nicht machen, denke ich. Mag man seine Antworten nicht teilen – seine Fragen brauchen Antwort. Wer lenkt, wer treibt? Ich finde es gespenstisch, wie industrielle Bedürfnisse technische Entwicklung alternativlos erscheinen lassen (z.B. beim Ausbau des 5G-Netzes), deren Folgen und Notwendigkeit m. E. gesamtgesellschaftlich nie diskutiert wurden. Kirche könnte ein Raum des Gespräches sein in der Tradition der Ideologiekritik der Tora und der Propheten. Dass Kirche sich nicht total heraushalten kann (und muss) ist für mich nicht fraglich; dass sie aber immer ein Ort persönlicher Begegnung und Anwältin der Menschen in ihrer Menschlichkeit, Fehlerhaftigkeit und ihrem, manchmal durchaus konfliktträchtigen, Miteinander bleiben muss, das steht für

mich auch fest. Der Segensroboter kann hier nur Satire und Hinweis sein, dass personale Begegnung ihren Wert behalten muss.

Nicht wenige werden sich dem Buch nicht aussetzen. Wer es dennoch tut, lernt, über die Veränderung der Welt und unseres Lebens, aber auch des Menschenbildes nachzudenken. Thiede versteht es, biblische, philosophische und anthropologische Erwägungen miteinander zu verbinden und gibt eine neue Sicht auf Entwicklungen, die wie mit Naturnotwendigkeit ablaufen. Ein Staat, der sich alle Möglichkeiten zunutze machte, wäre diktatorischer und hätte mehr Einfluss auf jeden Menschen als alle Staaten bisher („Überwachungskapitalismus“).

Ein besonderes Thema ist die Schädlichkeit der Strahlung von WLAN bis 5G. Wir bewegen uns hier im spekulativen Bereich: Die Wirkung der Strahlung ist wissenschaftlich nicht bewiesen, das Internet voll von absurden Theorien, immerhin aber gibt es auch Untersuchungen, die zur Vorsicht mahnen. Wir wissen, dass wissenschaftlich als schädigend erst angesehen wird, was nachweisbar Schäden hervorgerufen hat. Und jetzt ein Standard, der viel mehr Antennen braucht und der „bis zur letzten Milchkanne“ gehen soll? Hier muss man allerdings anmerken, dass die Untersuchungen, die vor schädlicher Strahlung warnen, die des Handys am Kopf gemessen haben; die Schädlichkeit der Strahlung der Antennen ist unbewiesen. Die Mehrung der Antennen führt zu weniger Strahlen am Kopf, auch das steht nicht bei Thiede. Aber dass wir nicht besinnungslos werden, dazu trägt das Buch bei und es sollten sich dieses auch „antun“, die ganz anders denken.

Dekan i. R. Martin Ost, Berlin

Jürgen Moltmann: *Christliche Erneuerungen in schwierigen Zeiten*, Claudius-Verlag München, 2019, 128 Seiten. 16,00 EUR.

Das dem Landesbischof gewidmete Bändchen versammelt fünf um das Jahr 2017 entstandene Essays zur Zukunft von Kirche und Theologie. Es passt gut ins Jahr 2019 mit seinen Klima- und Enteignungs-Debatten im Kontext der Europa-Wahl.

In „Die unvollendete Reformation“ beklagt M. die Leerstelle der Rechtfertigungslehre: die Opfer. Doch warum werden sie dann dreifach recht gesetzlich zur „Selbstheilung“ (S.31) aufgefördert? Treffender dürfte die Analyse sein, dass Theologie heute zu friedlich und aus den Kirchen ausgewandert sei. „Der Dialog unserer Tage dient nicht der Wahrheit, sondern der Gemeinschaft.“ (14)

„Lebendiger Gott: Erneuere uns!“ ist eine Abrechnung mit dem Atheismus. Der Abgott des Kapitalismus, der einmal mehr die „Schere zwischen Arm und Reich“ zu bedienen hat, müsse mit der demokratischen Gleichheit aller besiegt werden, da unter Starken und Schwachen die Freiheit nur den Starken diene. Diese Ungerechtigkeit mache die Armut erst zur Qual. (58) – Aber quält der Hunger in Afrika wirklich nur, weil wir jeden Tag satt werden? Qual braucht doch kein Glück, um zu quälen. Und der gequälte Blick auf das Glück schafft eher Neid als Gerechtigkeit.

„Kirche in der Kraft des Geistes“ dürfte am meisten polarisieren. Hier freut sich M. über das Ende der „konstantinischen“ Staats- und Betreuungskirche zugunsten einer charismatischen (nach 1. Kor) Beteiligungs- und Lebensgemeinschaft, in der wiederum „alle gleich“ sind. Sie wird in

Thesen umrissen, u. a.: Statt Hierarchie „Bruderrat“! Statt Pfarrer plus Ehrenamt die eine, aktive Gemeinde! Der Pfarrer lebt mit ihr, betreut sie nicht! „Es gibt in jeder Gemeinde Leute, die zur Predigt oder zur Seelsorge begabt sind.“ (86). – Diese Steigerung des reformierten Presbyterianismus zum unterschiedslosen Kollektiv entzieht seltsam dem Autor seine eigene Wirkbasis: M.s wissenschaftliche Reputation, seine Autorität in der Kirche und nicht zuletzt seine staatliche Pension verdanken sich jenem Gemeindemodell jedenfalls nicht.

In „Ökologie mit Liebe zur Erde“ wird die „grüne Reformation“ proklamiert, indem exegetisch unhaltbar die Erde vom Menschen getrennt und zur liebenden Mitschöpferin erklärt wird (96). Das Doppelgebot der Liebe wird sogar zum Tripelgebot samt Liebe zur Erde (99). Auch habe Gott in Christus zuallererst den Kosmos versöhnt, dann erst die Menschen. Als hätte das NT unkritisch den griechischen Kosmos-Begriff übernommen und ihn nicht mit dem AT von der geschichtlichen Menschheit her verstanden. Joh 3,16 oder 16,33 werden nicht zitiert.

Der Schluss von der „Zukunft der Theologie“ komprimiert bereits Ausgeführtes zur Hoffnung auf das „Reich Gottes“ für die Zeit“ (120), wofür wir (!) die noch unermöglichten Möglichkeiten Gottes zu verwirklichen hätten.

Allen, die sich wie M. der 68er-Bewegung zugetan wissen (9 f.), wird wohl auch diese Utopie zusagen.

Dr. Matthias Dreher, Nürnberg

Fortbildungen

Begegnungsstätte Schloss Craheim

■ Eheseminar Prepare-Enrich
19.-23.06.19

Ehepaar Frank und Team
Vollpension p. P. 182-210 € plus
Kursgebühr p. P. 145 €

■ Männer-Aktiv-Wochenende
20.-23.06.19

Ruben Sill, Dietmar Bugdalle, Robert
Fischer

Vollpension 136,50-184,50 €
plus Kursgebühr 75 €

■ Musik und Gottesbegegnung
27.-30.06.19

Werner Finis und Team

Vollpension 136,50-184,50 € plus
Kursgebühr 130 €

■ Ich kann auch anders

Was steckt hinter meinen Gefühlen?
27.-30.06.19

Katharina Eiff und Team

Vollpension 136,50-184,50 €
plus Kursgebühr p.P. 130 €

■ Frauen-Beauty Wochenende
28.-30.06.19

Marie-Luise Bodechtel und Team

Vollpension 91-123 €
plus Kursgebühr 100 €

Anmeldung und Information in Schloss
Craheim

Tel. 09724 910020

anmeldung@craheim.de

www.craheim.de

Diakonie.Kolleg. Nürnberg

■ Workshop für Durchführende
von Willkommenstagen für neue
Mitarbeitende in Kirche und Diakonie
Ohne Seminargebühr.

27.09.19, Nürnberg

Referentin: Christine Ursel

■ Alles beginnt mit der Sehnsucht...
ein spiritueller Mal- und Kreativ-
workshop

15.10.19, Nürnberg

Referentin: Angelika Aldenhoff-Artz

Information und Anmeldung:
Diakonie.Kolleg.Bayern.
Tel. 0911 9354-412
info@diakoniekolleg.de
www.diakoniekolleg.de

EBZ Bad Alexandersbad

■ **Ausschwärmen mit den Bienen – Entdeckungsreisen im Reich der Lüfte**
27.-31.07.19

Leitung: Barbara Twisselmann
Kosten: bitte fordern Sie bei Interesse den Ausschreibungsflyer an

■ **Die Päpstin – Theaterwerkstatt mit den Luisenburg-Festspielen**
03.-04.08.19

Leitung: Andreas Beneker
Kosten: 129 EUR im Einzelzimmer (inkl. Theaterkarte; zzgl. Kurtaxe)

■ **Der Wein erfreue des Menschen Herz – Von der realen und symbolischen Bedeutung des Weins in biblischer Zeit**

Mit Klaus Fuchs, Weinhändler in Bayreuth
09.-11.08.19

Leitung: Dr. Peter Hirschberg
Kosten: 150 EUR im Einzelzimmer (zzgl. Kurtaxe)

Anmeldung und Information unter
Tel. 09232 9939-0,
info@ebz-alexandersbad.de,
www.ebz-alexandersbad.de

EBZ Hesselberg

■ **Stark starten – Seminartage für den neuen Kirchenvorstand**
28.-30.06.19

Ausführlicher Flyer erhältlich.
Leitung: Pfr. Christoph Seyler; Religionspädagogin Christa Müller

■ **Feldenkrais-Seminar „Bewusstheit durch Bewegung“ für Sitzberufler**
29.06.19

Leitung: Birgit Holle, Krankengymnastin & Feldenkrais-Pädagogin

■ **Singet dem Herrn ein neues Lied: Singen im Gottesdienst**

Fortbildung für Lektorinnen/Lektoren & Prädikantinnen/Prädikanten

05.-07.07.19

Anmeldungen bitte im Gottesdienst-Institut Nürnberg, Tel.: 0911 4316340
www.gottesdienstinstitut.org/
Leitung: Susanne Schrage, Stimmtrainerin, Atemtherapeutin, Kirchenmusikerin

■ **Kleine „Vielfühler“: Für Eltern hochsensibler Kinder**

05.-07.07.19
Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ **Auch Engel machen einmal Pause**
Zeit zum Aufatmen für Ehrenamtliche
12.-13.07.19

Ausführlicher Handzettel erhältlich.
Leitung: Dr. Christine Marx; Physiotherapeutin Sabine Nollek

■ **60plus: Was kommt jetzt noch?**
27.07.19

Älterwerden dankbar annehmen und kreativ gestalten
Leitung: Dr. Christine Marx; Dr. Jürgen Schmidt

■ **Familien Sing- & Musizierwoche am Hesselberg**
28.07.-04.08.19

Leitung: Kantor Alexander Ploß
Infos und Anmeldungen beim „Verband evang. Chöre in Bayern e.V.“, Frau Bringfriede Rummel, unter Telefon 0911 67229245 oder unter www.singen-in-der-kirche.de

Anmeldung und Information:
EBZ Hesselberg, Hesselbergstr. 26,
91726 Gerolfsingen
Tel. 09854 10-0
Fax 09854 10-50
info@ebz-hesselberg.de
www.ebz-hesselberg.de

EBZ Pappenheim

■ **Fortbildung Tanz**

Volkstänze rockig – traditionell – meditativ Vol. 5
15.06.19

Referentin: Dagmar Stadelmeyer
Kursleitung: Gabriele Siegel

■ **Studienfahrt nach Unterfranken (Öko-Modellregion Waldsassengau)**
20.06.19

Leitung: Pfr. Gerhard Schleier

■ **Fortbildung Engagement im Altenheim**

Malen mit Demenzen II
25.-26.06.19
Fachreferentin: Ute Schmidt-Hackenberg
Kursleitung: Gabriele Siegel

■ **Studienreise ins Burgund**
23.-29.06.19

Leitung: Pfr. Gerhard Schleier

Anmeldung und Information:
EBZ Pappenheim, Stadtparkstr. 8-17
91788 Pappenheim

Tel. 09143 604-0;
Fax: 09143 604-50
seminare@ebz-pappenheim.de
www.ebz-pappenheim.de

Evang. Krankenhaus- seelsorge (ARGE)

■ **Jahrestagung „Spiritual Care – Freund, Feind oder Fremder!“**

07.-09.10.19 Augsburg
Anmeldeschluss: 17.09.19
Anmeldung und Ausschreibung über die Homepage der Arge:
www.evangelische-krankhausseelsorge-bayern.de/

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ **Pflücksgefühle erleben – Kräuter und Spiritualität**

09.-12.07.19
Leitung Sr. Kathrin-Susanne Franziska Schulz CCR
Kursgebühr 120 €
Unterkunft und Verpflegung 238 €

■ **Meine Zukunft! ... ist nicht meine Vergangenheit**

16.-19.07.19
Leitung Yoshua Gote
Kursgebühr 180 € zzgl. Materialkosten 10 €
Unterkunft und Verpflegung 218 €

■ **Christozentrisches Familienstellen**
22.-24.07.19

Leitung Prof. Dr. Dr. Paul Imhof
Begleitung und Information
Stephanie Seifert

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Kursgebühr für Teilnehmende, die ihr Thema aufstellen: 200 €
Kursgebühr für Teilnehmende, die nicht aufstellen: 125 €
Unterkunft und Verpflegung 157 €

■ **...dass die Seele wieder atmen kann –**
Heilsame Leibmeditation
23.–26.07.19
Leitung Regine Ellmer
Kursgebühr 150 €
Unterkunft und Verpflegung 213 €

■ **Christsein – ohne Kinder – fruchtbar leben**
26.–28.07.19
Leitung Dr. Andreas Obenauer,
Dr. Silke Obenauer
Kursgebühr 130 €
Unterkunft und Verpflegung 157 €

Nähere Informationen zu den Kursen:
bildungsreferentin@schwanberg.de
Anmeldung: :
Geistliches Zentrum Schwanberg
Rezeption
97348 Rödelsee
Tel. 09323 32-128
rezeption@schwanberg.de
www.schwanberg.de

Haus Feldweg Bammersdorf

■ **Gregorianik zum Mitsingen und Kontemplation**
21.–23.06.19 Heilsbronn
Leitung: Pfr. Weking Weltzer
Anmeldung und Informationen:
www.haus-feldweg.de
Tel. 09191/5650

PPC Nürnberg

■ **Wer bin ich und was von mir hilft, anderen zu begegnen?**
Rolle und Selbstverständnis in der Seelsorge
11.–12.10.19
Der Kurs kann sowohl einzeln belegt werden als auch als Teil des Intensivkurs Seelsorge KSPG.

Leitung: Thilo Auers, Pfarrer
Friederike Bracht, Dipl.Päd.,

Nähere Information und Anmeldung:
PPC, Rieterstraße 23, 90419 Nürnberg,
ppc@stadtmission-nuernberg.de,
Tel. 0911 352400, Fax 0911 352406
www.ppc-nuernberg.de

■ Letzte Meldung

Zum Trinitatisfest folgende geduld-
heischende Meldung:

„Dreieinigkeit frühestens im Herbst
saniert“#

(*Sonntagsblatt, Ausgabe Kirchen-
kreis Regensburg Nr. 4, 27.01.19,
Seite 18*)

■ Impressum

Schriftleitung: Dr. Christian Weitnauer (v. i. S. d. P.),
Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt, Tel.: 0162 8462658
Mail: christianweitnauer@gmx.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Marita Schiewe (Fürth),
Martin Müller (Hof), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia
Wagner (Nürnberg)
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausschließlich persön-
liche Meinungen wieder, nicht die Meinung der Redaktion.
Für Leserbriefe ist die Redaktion dankbar, ohne den Abdruck zu ga-
rantieren.
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monats-
anfang. Den Text (ohne „Freud & Leid“) finden Sie auch auf der
Internetseite www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck:

Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg
o. d. T., Tel. 09861 400-135, Fax 09861 400-139
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 5,00 Euro einschließlich
Postzustellgebühr. Bestellung über den
Herausgeber: Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in der Evang.-Luth.
Kirche in Bayern e. V., Corinna Hektor
Geschäftsstelle:
Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg
Tel. 0821 569748-10, Fax: -11
info@pfarrverein.de
www.pfarrverein-bayern.de